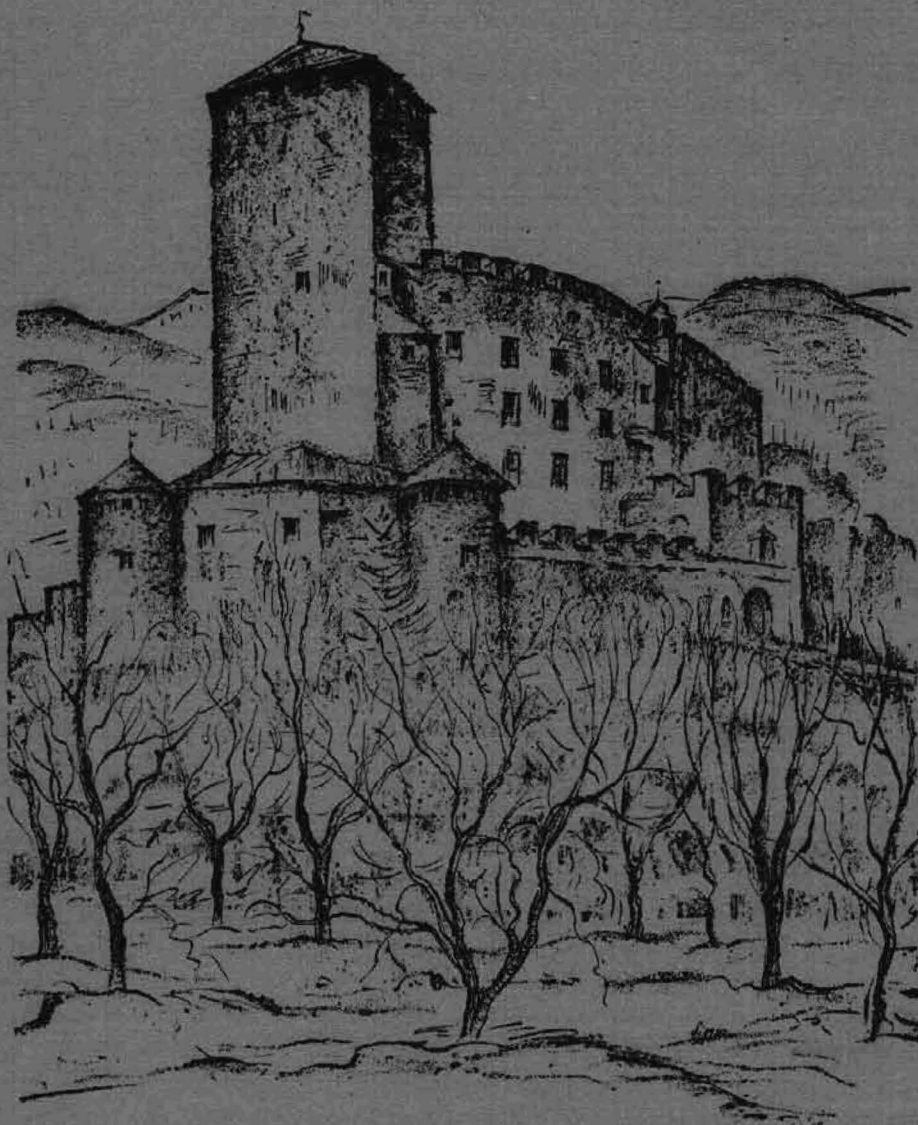


Östlicher Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

November, Folge II.

Redaktion: Dr. Ernst Winkler, Lienz,
Dittiroi, Postfach 22. Alle redak-
tionellen Beiträge und Anfragen wollen dorthin
gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschrif-
ten und Sendungen, wie
Neubestellungen, Adressänderungen und Geldsen-
dungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der
„Lienzer Nachrichten“, Lienz, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12
Nummern) einschließlich
Postzusendung und Verpackung, jedoch ohne „Lienzer
Nachrichten“ 5 Schilling, mit denselben 7 Schilling
20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr.
Einzelnnummer 40 Groschen. Zur Beachtung. In Dittiroi können die „Dittiroi Heimatblätter“ nur mit
den „Lienzer Nachrichten“ bezogen werden.
Anzeigen haben in den „Dittiroi Heimatblättern“ Erfolg.

Zeiger:

Aus den letzten Tagen. / E. Angerle.

Beim Dreschen. / Don Josef Ortner.

Adam Müller in Tirol. / Don Dr. H. Waschglor.

Was wir von den Leisacher Glocken wissen und nicht wissen. II. Die neuen Leisacher Glocken.
Don Josef Kugler, Leisach.

Skelett-Funde im Dirgental. / Don Karl Maister, Anras.
Anfragen.

Bücherschau. — Tiroler Heimatblätter.

Walhenstein. / Don Dr. Kamillo Trotter, Innsbruck.

Ernburg. / Don Dr. Kamillo Trotter, Innsbruck.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz

(Bauernheim)

ist pupillarsicher wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen
insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern und Kautionen bestens
geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck

Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung
zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlags-
dauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinscheinen (Kupons) und
verlosten Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks,
Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländisches
Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt
Erneuerungsscheine und neue Zinscheinbogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in
Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen
gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche
Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatabblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

November 1926

Seite 11

Aus den letzten Tagen.

E. Angerer.

Es ist Lüge um die Menschen. Einmal aber wird jedes Leben echt, im Sterben. Sind wir dann zu klein der bloßen Wahrheit, daß wir auch dies letzte Große noch mit Flitter behängen? Sonst müßte sich, womit man ein Totenkamer umgibt, in der Symbolik des schwarzen Tuches, der weißen Kerze und des ragenden Kreuzbildes erschöpfen. Vielleicht gehört auch noch der Kranz dazu; vielleicht.

Brunk um die Bahre gibt kaum je schönen Akkord zu den Gedanken vom Ende und zu den Wunden des Herzens. Wo man ihn hohl spürt, wo er die Eitelkeit der Lebenden statt der Liebe zum Toten ausspricht, ist er häßlich. Während, fast kindhaft ist die Behörde, mit der das Volk all buntes Heiligtum des Hauses ins Leichenzimmer trägt.

Die Stube oder eine große Kammer „oben auf“ wird geräumt und gereinigt; undenkbar wäre's, eine Leichenkapelle außerhalb des Hauses zu benützen, wie die Verhältnisse großer Orte und kleiner Wohnungen es nötig machen.

Der Tür gegenüber zwischen den Fenstern ist der Platz für die Bahre; da wird zunächst die Wand mit einer Tisch- oder auch Bettdecke verkleidet, „mit zu Nacht“, wenn der Tote ein Erwachsener ist, aber auch beileibe nicht einfarbig oder gar schwarz, sondern gestreift oder gebäumt, oft in den buntesten Schreifarben. Für Kinder und Jungmädchen stellt man diesen Hintergrund auch manchmal aus weißen Spitzenvorhängen her. Nun wird die Decke mit gerahmten Bildern behängt, von oben bis unten in der ganzen Breite der zwischen den zwei Fenstern verfügbaren Fläche. Als Hauptdarstellung bevorzugt man für Erwachsene einen Heiland am Kreuz, Schmerzhaftes Mutter, Delbergsbild oder ähnliches; die andern Tafeln und Tafeln nimmt man je nach Vorhandensein, lehnt sie auch wohl beim Nachbar ein, wenn das eigene Haus zu wenig Auswahl bietet. Manchmal fällt es einem „Halbherrischen“ ein, schöner wäre doch ein großes Kreuz an dunkler Wand oder ein altes, gutes Bild, aber das will man nicht recht glauben, man vermißt den bunten

„Altar“; fast ist's, als wollte man sich ein wenig aus Vielerei ablenken von dem allzu schweren Ernst, der um die Menschenleiche lagert.

Der Sarg ist schlicht gezimmert, tiefer in den Tälern bleibt er ungestrichen oder mit einem schwarzen Kreuz bemalt, zu Lande erhält er den üblichen schwarzen Anstrich und wird mit dem verschiedenen Gerät aus Goldkarton benagelt. Kindersärge hält man blau. Da der Tote nicht offen im Sarge ruht, genügt als Kopfkissen allen der Büschel Nobelspäne, den der Tischler hineinlegt. Der Sargdeckel wird nicht zugeschraubt, sondern genagelt, daß die Schläge laut durch's Haus hallen; der Sarg wird beim Versenken nicht mit Stroh bedeckt, die gefrorenen Erdschollen und die Steine poltern hinab, ohne daß eine schonende Hand Vorkehrung trafe, den Leidträgern diese Qual zu sparen; das Volk ist nicht gewohnt, sich die Härte des Lebens leicht zu machen, es nimmt Lust wie Weh an ihren Qualen. Selten aber wird man an Sarg und Grab Szenen wilder Klage, leidenschaftlichen Jammers gemahren; die herbe Gehaltenheit, Schutzmauer vor quellendem Gemüt, darf auch der große Schmerz nicht sprengen.

Fällt die Bahre ist der Brauch nach Tälern verschieden; im hintersten Bektale trachtet man so bald wie möglich den Sarg zu bekommen, es helfen ihrer etliche beim Zimmermann zusammen und die „Truge“ (Truhe) auf einen Langstuhl gestellt, gibt das Ausmaß der Bahre. Herauszu erbaute man aus Stubenbank, Langstühlen oder Sägebänken und Brettern ein Gerüst, türmt Strohsack über Strohsack darauf, bis der Tote so hoch zu liegen kommt, daß man kaum hinaufreichen kann. Die Bahrtücher gehören zur Brautausstattung und sind meist ein Geschenk der Mutter. Hausleinen und schwer waren sie früher und mit gestrickten oder gewirkten Leinwandspitzen besetzt; nun sind vielfach Chiffon und „Kaufspitze“ an ihre Stelle getreten und in bauschigen Falten legen sich an der Bahre die Spitzenstufen übereinander, bis zuoberst ein schwarzer oder weißer, goldbedruckter Tüllschleier das Ganze überbreitet.

Die obersten Tücher bedecken die Leiche, denn nur Kinder und Priester werden „offen“ aufgebahrt. In einzelnen Gemeinden des hintersten Teltales hüllt man heute noch den Toten in ein Leintuch und legt ihn so in den Sarg; das Kind der Erde, das in der einfachsten Hülle seiner Mutter in den Schoß gelegt wird, in derselben Hülle, der es vor kurzen Jahren für eine kurze Wanderung entwuchs. Sterbekreuz und Rosenkranz löst man in katholischem Lande ja nur aus den erstarrten Händen, während man diese faltet; der Brauch, sie mit einem Stück roten, geweihten Wachskerzchen zu umschlingen - Licht zur dunklen Hinnefahrt! - ist im Schwinden, ebenso der andere, den Begräbnisteilnehmern solch Kerzlein fürs Totenamt zu geben.

Von außen behängt man die Bahre mit einem Kram, der schier zum Kopfschütteln nötigte, spräche er nicht gar so deutlich das Bedürfnis und Bestreben aus, einen Lieben das letzte Liebe zu tun. Da stehen bunsterzierte Wachsstöcke auf den Spizentüchern, da liegen und hängen Täfeln, seidene Skapuliere an breiten Bändern, Amulette und Brexelen (seidene, wattagefüllte Bauschchen, die etwas Geweihtes enthalten) herzförmig, sternförmig, rhombisch, rissenartig oder flach, gestirnt oder bemalt, je mehr desto besser. Sinnig ist der Brauch, am Kopfende der Mädchenbahre das Jungfrauenkränzchen hinzulegen. An manchen Orten steckt man auch die Kränze der Schweslern und Nachbarmädchen an und sie blühen dann weiß über dem Lager zusammen, wie sie zum letzten Fronleichnam um die Mädchenköpfe blühten, da die Tote noch mit in der jungen Reihe war. Ueber der Jünglingsleiche aber reihen sich die Sträuße, die sich die Buben als Fahrenträger, Kastenführer, Hochzeitslader und Hochzeitsgäste an den Hut stecken. Sie sind nicht klein wie das Hochzeitssträußchen der Stadt, sie sind gut spannenlang und bestanden bis ins vorletzte Jahrzehnt nicht aus Wachsmaythen, sondern aus verschiedenen bunten Kunsthüblen, Melisfäden, Maskugeln und mußten hübsch „glänzen“ und hübsch lange „Böttl“ (Böttl = Schleife, eigentlich Masche) haben.

In Füßen der Bahre stellt man einen Feichtenprügel aus der Holzhütte aufrecht und umhüllt ihn mit einem gestickten Tuche, das schönste (d. h. „goldigste“) Schalele aus dem Gläserkasten der Bäuerin ist dann Weihbrunnkeffel und darin liegt ein aus ellißen „Schmeckern“ (wohlriechende Gartenkräuter, meist Rosmarin oder Lavendel) gebundenes Sträußchen zum Sprengen. In den Fenstern werden die Vorhänge niedergelassen, hat man keine weißen, so hilft man sich mit Tüchern. Jedes der Fensterbretter dient als Nische für einen kleinen Altar aus Deckchen, Glasstürzen, Statuen, Leuchtern und Sträußen oder Blumentöpfen. Da kann man neben dem Hausierertand der letzten Jahrzehnte noch jene alten Decken sehen, die auf Hausleinen in sehr bunter, aber meist dunkelroter Wolle oder Seide gestickt, in Zeichnung und Ausführung ein schönes Zeugnis schlichter, echter Volkskunst sind.

Das Totenzimmer mit den brennenden Kerzen und den vielen Andachtsgegenständen rundum ist ganz auf Beten abgestimmt, wird auch kaum einmal im Tag von betenden Besuchern leer. „Abends kommen sämtliche Nachbarn und jedes Haus hat vor dem Toten einen eigenen Rosenkranz zu beten. Einige der Nachbarn bleiben als Leichenwache die ganze Nacht, wo sie abwechselungsweise beten, sich Geistergeschichten erzählen und mitunter leider auch ein bißchen über lebende und verstorbene Nebenmenschen „Vertäht“ halten. Um Mitternacht gibt's eine Pause, bestehend aus Kaffee, Brot und Schnaps.“ (Bauernbundssekretär J. Ingruber in einem Aufsatz „Alte Begräbnisbräuche im Hinterberg“, den er gütigst zur Verfügung stellte.) Dieses Abendbeten beginnt mit der Dämmerung, die Reihenfolge der Häuser ist ungefähr aber ganz unverbindlich immer dieselbe; kleinere Familien, die nicht so viel Hausleute mitbringen, daß es für einen eigenen Rosenkranz „derwert“ ist, schließen sich einer größeren an. In Tiliach betet man morgens, mittags, abends und mittenachts je drei Rosenkränze. Wer Platz findet, kniet an einer der vorderen Stubenbänke, der Vorbeter rechts neben der Leiche oder im Herrgottswinkel, die Ofenhank ist zum Sitzen für Alte und Schwache, die andern füllen stehend den Raum. Von den Rosenkränzen kommt am öftesten der für die Armen Seelen daran mit den alten, schönen Gebeten bei jedem Gefäßchen, die das Leiden Christi und das Leid des Fegfeuers in so lebendige und tröstliche Beziehung stellen. „... durch deine erbärmliche Kreuzigung, die du geduldig übertragen hast, ziehe die Armen Seelen aus aller Marter und Pein...“ Den andern Rosenkränzen wird ein Gefäßchen angefügt mit der **Einschaltung**: „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus, erbarme dich der Armen Seelen im Fegfeuer.“ Sachrichtig ist's nicht, aber der Herrgott wird schon wissen, wohin damit. Auch bei den Litaneien betet der Ernst des Menschenleides und -todes mit; so in der von der Schmerzhaften Mutter, von der Immerwährenden Hilfe, von der Hl. Familie. „Wenn wie auf dem Sterbelager hingestreckt liegen, wenn Verwandte und Freunde unser Totenbett umgeben, wenn uns kein Mensch mehr helfen kann, wenn der Atem stille steht, wenn die Seele hinüber geht, . . . o Maria, immer hilf!“ Dumpf und dunkel rinnen die Stimmen durch die lichterhelle Stube, Stunden voll Tiefe sind das, Lebensernst.

Wer das Bahrzimmer verläßt, dem tönt ein lautes, mehrmaliges Vergeltsgott nach; im Ofenwinkel sitzt „die Wacherin“, ein ältliches Leutchen aus der Nachbarschaft; sie darf den Toten nicht allein lassen, versorgt die Lichter, beiet fleißig und dankt jedem Besucher; und da sie meist zu denen gehört, die schmal heißen müssen, bekommt sie außer der Verpflegung und einem kleinen Geldbetrag auch einiges an Naturalien und, wie sich's grad fügt, etliches aus den Habseligkeiten des Toten.

Während die Leiche im Hause ist, ist Feiertag, d. h. die Feldarbeit ruht; eines aus der Familie

muß in die Nachbardörfer, bei Verwandten und Freunden den Trauerfall „ansagen“ und zum Begräbnis bitten: wo, wie häufig im Iseltal, die Sippe seit Generationen weit verzweigt ist, gibt das weite und eilige Wege. Im Trauerhause muß während der drei Tage die Küche Besseres als sonst bieten, einerseits nach altem Herkommen und anderseits der Besuche wegen; man bäckt Krapfen wie zu Kirchweih, „aber“, sagt die Bäuerin, „sie heben viel länger als am Kirchtag, man hat nicht den rechten Schlund dafür.“ Den eigentlichen Zweck dieser Küchenleistungen erzählt uns Herr J. Ingruber: „Für Verwandte, Nachbarn, Freunde, Kirchenfänger, Träger und Totengräber gab's nach dem Begräbnis im Trauerhause eine bescheidene Totenzehrung, bestehend aus Kaffee, Brot, mitunter auch eigens für diesen Anlaß gebadene Schmalzkrapfen, nebst etwas Wein und Brantwein, wobei Gelegenheit war, über Taten und Verdienste, Krankheit und Sterben des toten Begrabenen zu reden und über die entstandene Lücke zu klagen. Später wurde diese Nachfeier ins Gasthaus verlegt und nicht selten auf Kosten des Geldbeutels und Ansehens der Anverwandten über Gebühr ausgedehnt.“ Im hintersten Iseltal trägt von jedem Haus, das beten geht, eins ein Päckchen und eine Kanne; Milch, Brot, Butter, Mehl, Bohnen; dafür werden die Leute nach dem Rosenkranze in einer zweiten Stube zum Nachtessen geladen: während des Krieges schränkte sich dieser Brauch auf die engere Verwandtschaft, auf Grabmacher und Leichenträger ein; nunmehr beginnt der Kreis sich wieder zu erweitern.

Grab aufmachen und Leiche tragen ist Ehrensache der nächsten Nachbarschaft, jedes Haus stellt je einen Träger und Gräber; Hausmütter werden von Hausmüttern gelragen, Burschen von Burschen usw. Die Trägerinnen der Jungfrauenleiche kommen im Fronleihnamsschmuck, der weißen Schürze, aber ohne Kranz. Bei kleinen Buben trägt der Bate, bei Mädchen die Patin das Sarglein auf dem Arm; Erwachsene krüge man natürlich auf den Schultern, wenn's bei Wege zuließe; wie oft aber ist man auf unseren Berghöfen genötigt, den Sarg auf einen Handschlitten zu verladen und wie eine Holzfuhr zu Tale zu bringen; erst in der Nähe der Kirche, an der Totenrast, meist einer Kapelle oder einem Wegkreuz, kann man die Last auf die Schultern der Trägerinnen heben oder die Träger drunterschieben lassen, nachdem sie von den Priestern, die bis zur Rast entgegenkommen, zum erstenmal eingeseget ist. Der Leiche folgen zuerst die männlichen Begräbnisteilnehmer, voran die Verwandten, dann die weiblichen Verwandten in schwarzen Schürzen und Halstüchern — das „Klaggewand“ — mit brennenden Wachsstöcken, dann die übrigen Frauen und Mädchen.

In Kals hat sich beim Hinaustragen der Leiche ein eigenartiger Brauch erhalten, zu dem Koop. Karl Maifler schreibt: „So oft die Leiche über eine Türschwelle getragen wird — Zimmer- oder Haus-

tür — wird der Sarg zweimal auf der Schwelle niedergestellt und zwar so, daß die erste Sargrichtung sich mit der zweiten schräg kreuzt, weil für ein gerades Kreuz nicht Platz ist; die Kasser tun das offenbar in christlichem Sinn, wie der Lebende Weihbrunn nimmt und sich bekreuzt.“ Univ.-Prof. Wapfner bemerkt dazu, daß ein alter Aberglaube meinte, der Geist des Verstorbenen sei bestrebt, in die alte Wohnung zurückzukehren; da er aber, der Augen seines Körpers beraubt, nichts sieht, merke er sich die Richtung, in der er das Haus verlassen; aus Furcht vor dieser Rückkehr des Geistes nun, suche man ihn zu täuschen, indem man die Bahre an der Schwelle mehrmals dreht, damit der Geist die „Richtung verliert“ und nicht mehr heimfindet. Wer mag's wissen, das wahre Woher so manch altoererbten Tuns in unsrem überlieferungszählen Bollae? — Vierzig Tage nach dem Tode erst, sagt der russische Volksglaube, entscheide sich das Ewigkeitsstrick-fal des Toten; in dieser Zeit müsse man durch Gebet, Wallfahrten, Almosen usw. alle Anstrengung machen, um dem toten Geschiedenen eine schöne Ewigkeit nachzusenden. (Sr. Hochw. Propst Feldner, Sarnichen). Gemahnt es nicht fast an etwas dieser Auffassung Verwandtes, wenn in Matrei die Wacherin, bevor die Leiche fortgetragen wird, über dem Bahrtuche aus einem aufgerollten und entsprechend in Stücke geschnittenen Wachsstocke ein Kreuz mit drei Querbalken in der Länge und Breite des Sarges bilden und dann so lange beten muß, bis ein Stück nach dem andern verbrannt ist? Ebenläng-Veterin heißt sie davon. Manche Stunde währen die brennenden Kerzen und das Gebet, und mancher Besucher der Matreier Pfarrkirche hat das neben seinem Lichte eifrig hinbetende Weiblein auf dem obersten Oratorium der Organgehenisse bemerkt. In Kals findet sich derselbe Brauch, nur messen zwei Kerzenstücke Länge und Umfang der Leiche, nicht des Sarges und beginnt die Veterin schon gleich nach dem Aufbahren. Ihr Lohn dafür ist beim Tode eines Bauern ein Vierling Roggen und etwas Geld, einer Bäuerin ein Vierling Gerste und ein Butterknollen und beim Tode eines Inhäufers ein Vierling Gerste. Gewiß vollzieht sich dieses Beten längst schon in christlicher Auffassung, die Wurzel aber liegt vielleicht in der tastenden, ahnenden Wahrheitssehnsucht unserer Heideneltern. Dürfen wir an dieser Stelle nicht auch den bei uns allgemeinen Glauben einfügen, daß ein Verstorbener mit offenen Augen in kurzer Frist eins aus dem Hause nachholt und die Sorge, nur ja nicht einen Hochzeits- und Leichenzug einander begegnen zu lassen, weil das zum schwärzesten Unglück der Brautleute aus-schlagen müßte? — — —

Es ist lang geworden; wahl auch für die Geduld der Leser; indes, Bilder bestehen aus vielen Linien, auch kleinen; auch die Art, wie der Mensch an seinen letzten Tagen herbergt, gibt Linien zum Kulturbilde des Volkes.

* * *

Beim Dreschen.

Von Josef Ortner.

Gegen 4 Uhr früh löst die Uhr in der Knecht-kammer den Wecker aus, welcher mittels Häm-mern den Dreschertakt an einem Brete vollführt, so daß die vom Schlafe jäh aufgeschreckten In-wohner des ganzen Hauses sofort inne werden, was es heute für Arbeit gibt. In kurzer Zeit ist, mit Ausnahme der Fütterer, alles im Stadel, der mit einer dreieckigen, auf zwei Seiten eingeklappten „Dreschalatörü“ von einer Kerze körglich beleuch-tet ist.

An der „Palschö“ (Patentisch) stehen zwei Knechte, fast gleich Polarforschern adjungiert: An den Kopf ein mächtiges Tuch gebunden, an den Armen zwei Stuken, etwa die abgeschnittenen Ner-mel eines außer Dienst gesetzten Ledentrockes, um den Leib einen Drescherschurz (Schurzjell). Die bei-den letzten Stücke zum Schutze der Kleider, ersteres wegen der „Grasn“ und wohl auch des Stambes. So schlagen sie jede Garbe auf drei Seiten, zwölf-mal mit den „Neharn“, viermal mit dem Kopfe auf den sich auf der „Palschö“ befindenden Stein, welcher manchmal durch ein mit Ketten umwickeltes Wagenrad ersetzt wird; ab und zu wird das unter die Palschö gefallene Stroh abgerochen, so daß fast das reine Korn liegt. Die so um die meiste Frucht gekommenen Garben gelangen dann in die Hände der „Pöngia“, welche, der eine einen etwa 1 Meter, der andere $\frac{1}{2}$ Meter langen „Pöngel“ führen. Der den kürzeren Pöngel hat, zieht mit der einen Hand unter ständigem Schlagen die Garbe von den Lehren gegen den Kopf und nach dem Wenden wieder zurück über den „Pöngelstock“. So-dann kommen die Garben in die dritte Hand, welche sie aufbindet und, wenn grasig „auschabl“ (aus-schwingt), sonst aber bloß „buschget“.

Beim Ausstaben wird die Garbe in beide Hände geteilt, knapp hinter den Lehren gefaßt und gegen die Wand geschwungen, beim Buschgn wird sie ein-fach etwas geordnet, nach beidem werden sie auf die „Schabükewand“ gelegt. (Schabükrukö hat die Form eines verlängerten Fußschwamms, oben aber nur ein Stämmchen und den Zweck, daß das ge-drehte Band leichter untergeschoben werden kann.) Mit einer gewissen Fertigkeit werden sodann etwa 10 Garben zu einem „Schabü-Buschgn“ zusammen-gebunden, wobei man sich eines etwa $\frac{1}{2}$ Meter langen, auf der einen Seite mäßig spizen „Schabü-knüttels“ bedient, welcher vor jedesmaliger Ver-wendung mit Speichel benetzt wird. Wie als Amen wird am Schlusse ein Schlag mit dem Knüttel auf den Knoten gemacht.

Diese Methode des Dreschens geschieht bei dür-rein, leichter ausfallendem Getreide und hat den Vorteil, daß auch wenige Leute dreschen können. Die andere, folgende Art ist etwas umständlicher, aber nicht viel langsamer. Je nach der Größe des

Stadels werden sovieler Garben ausgebreitet, daß außen herum noch Platz für die Drescher bleibt, und zwar kommen die Garbenköpfe nach außen zu liegen. Ist der Stadel weit genug, werden zwei solcher „Streablan“ angelegt. Zu beachten ist auch, daß der „Weiberdrohse“ nach oben liegt. (Der Knoten der Bänder an der Fruchtseite heißt „Weiberdrohse“, weil von den Schmitterinnen gemacht, zum Unter-schied vom „Manderdrohse“, welcher an der Schnitt-seite vom Garbenbinder gemacht wird.) Die Hälfte der Drescher positioniert sich links oben, die andere rechts unten, wobei jede Gruppe ihren Partiefüh-ner hat, über welche der Hausknecht gebietet. Beim Vierer-, Sechser- und Achter-Dreschen — da es paarweis ausgeht — kehrt sich jedes Paar mit der Schattenseite zusammen, wohl etwa, damit sie sich nicht gegenseitig verletzen, sonst aber dreicht einer allein voran. Nun treten die „Drischl“ (Dresch-stegel) in Aktion. Den ersten Streich tut der Haus-knecht und nach und nach fallen alle ein. Ist ein Neuer, Kerner, dabei, so happert's mit dem Takte freilich oft und welche Magd hat beim Dreischen-lernen nicht geweint (girbart)?

Auch das „Drischltreiben“ will gelernt sein, daß der Fiegel schön der Länge nach ausschlägt. So dreschen sie nun einmal herum schön im Takte ent-sprechend dem „Reimian“. Bei Dreien: „Stich, was o, höng Fleisch an.“ Bei Vierern: „Det-a so gach, us is u no da-rach.“ Bei Sechsen: „Die Baisch bracht Kra-pfen, die Schüsfl kein woll — die Dre-scha san hung rig, nier of-in sie woll.“ Beim Achter-dreschen gehts aber schon verteilt schnell: „Die al-tö Kuh vo-gib i nöl.“*) Es hat das taktmäßige Dreschen aber nicht den einzigen Zweck des Wohl-klanges, sondern durch das gleichmäßige Schlagen fällt das Korn durch die dabei entstehende Frei-lung leichter aus. Je mehr Dreier, umso größer der Bauer. Zum Großtum läßt manchmal jugend-licher Uebermut die Drischl oben an der „Pöngl“ ausschlagen, wodurch ein Doppelschlag entsteht. In manchen Städeln kann man noch die „Mezgn“ sehen, welche dadurch gemacht wurden. Das zweite-mal werden die Garben gewendet, so daß der „Man-derdrohse“ nach oben liegt, wobei gleichzeitig das wirre Stroh mit dem Kopfe der Garbe hinzu-gekehrt wird. Beim dritten (letzten) Herumdreschen sind die Garben aufgebunden, wobei die Bänder beiseite geworfen werden, welche man am Schlusse „ausknüttelt“ (mit einem Stabe austreift). Jetzt wird wie oben „gshabn“ oder „gibuschgn“. Das nach liegende, wirre Stroh wird abgegabelt, wobei einander entgegengegabelt wird; schließlich die Tenne abgerochen, das Korn mit der „Schabü“ zusammen-geschoben und gereistert (gesiebt).

*) Der schwere Streich wird vom Hausknecht geführt, wel-cher auch eine entsprechende größere Drischel hat

Beim letzten Dreschen jeder Getreideart wird der „Alt“ ausgedroschen. Wer nämlich den letzten Schlag tut, der vorher durch ein kleines Zeichen angezeigt wird, kriegt den „Alt“ und muß somit die „Stoumal“ (Spreu) verräumen, eine Arbeit, die des Staubes wegen wohl niemand gerne tut und die durch den „Alten“ denjenigen trifft, der die Gedanken nicht bei der Arbeit hat.

Keine kleine Arbeit muß in alter Zeit, wo man noch keine Windmühle hatte, das Kornabwerfen gewesen sein. In alten Häusern kann man heute noch an der Latsseite des Stadels ein „Latt“ (herausnehmbare Bretterwand) sehen, welches die ganze Stienseite des Stadels füllt. Dieses wurde nun aufgemacht, ebenso das Stadeltor und sodann das Korn gegen den Wind geschauvelt.

Etwas Eigentümliches sei noch erwähnt, daß nämlich jeder Bauer seinen Ertrag an Getreide gerne nach oben abrundet. Durchschnittsjahre ergeben pro Ackerhöber = 60 Garben; Winterroggen: 2½ Bierlinge (der Bierling zu 15 Liter); Sommerweizen: kaum 2 Bierling; Hafer 3–4 Bierlinge und Gerste 3 Bierlinge.

Wer am Kirchtag fertig gedroschen hat, ist kein Sumser, und viele nehmen es deswegen gar „gündig“. Wenn man bedenkt, daß auf oben besagte Art des Dreschens 8 Personen den ganzen Tag etwa 16–20 Schöber wegbringen, ein größerer Bauer aber deren 300 hat, so haben sie alle Ursache dazu.

Adam Müller in Tirol.

Von Dr. S. Waschler.

Die deutsche Romantik, dies seltsame Gemisch von Weltweisheit und Weltferne, von System und Willkür, Phantasie und Wirklichkeitsstimm, hat beinahe noch Größeres auf wissenschaftlichem Gebiet geschaffen als in der Kunst, die man nach ihr zu bezeichnen pflegt. Zunächst Weltanschauung und erst in zweiter Linie Kunstrichtung, besaß sie ihre Philosophen, Rechts- und Wirtschaftslehrer wie ihre Maler, Dichter und Musiker und nicht zuletzt ihre Heiligen. Einen Brennpunkt der romantischen Geistesrichtung in Süddeutschland des beginnenden 19. Jahrhunderts stellt die Person Adam von Müllers dar, des Philosophen, Aestheten und Kritikers, dessen Bedeutung als Nationalökonom der deutschen Romantik erst in der letzten Zeit erkannt wurde*). Uns ist dieser Mann von Bedeutung, weil er in sehr bewegter Zeit in die Geschichte Tirols mitbestimmend eingegriffen hat.

Wie die meisten Romantiker entstammt auch Adam Müller dem deutschen Norden. Er ist zu Berlin im Jahre 1779 geboren. Noch vor 1800 bezog er die Universität Göttingen und widmete sich dem Studium der Rechte. Entscheidend für seine Schicksale und Bestimmungen wurde schon damals seine Freundschaft mit Friedrich von Gentz, dem nachmaligen Vertrauten Metternichs. Gentz wies Adam Müller vor allem auf das Studium der Staatswissenschaften hin; sodann erfüllte er, der gerade in jener Zeit Edmund Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution“ ins Deutsche übertrug, seinen jüngeren Freund mit jenem Abscheu gegen jeden gewaltigen Umsturz und gegen den Radikalismus, der diesen sein Leben lang nie mehr verließ und der durch das historische Empfinden der romantischen Geistesrichtung immer noch gesteigert wurde, zu deren begeisterten Anhängern Adam Müller sich seit diesen Jahren bekannte. Als Referendar

in Berlin und auf dem Landgute seines Freundes Sigismund Kurnatowski in Polen schrieb Müller im Jahre 1804 sein von Schelling beeinflusstes philosophisches Erstlingswerk, die „Lehre vom Gegensatz“.

Im folgenden Jahre reiste er nach Wien und führte dort seinen Entschluß aus, der gleichfalls in der polnischen Einsamkeit herangereift war: er trat zur katholischen Kirche über, gleich Friedrich von Schlegel, Stolberg, Overbeck, Veit, Zacharias Werner. In den folgenden Jahren treffen wir Müller in Dresden, mit Vorlesungen über Literatur, Aesthetik und Staatswissenschaften beschäftigt; mit Heinrich von Kleist zusammen gab er die Zeitschrift „Phöbus“ heraus; da er jedoch trotz seiner Bekanntschaft mit Hardenberg keine Anstellung in Preußen erhielt, übersiedelte er 1811 für immer nach Wien, nachdem zuvor noch in Berlin sein Hauptwerk: „Elemente der Staatskunst“ erschienen war. In seiner neuen Heimat an der Donau fühlte er sich im Kreise der Schlegel, der Brüder Eichendorff, von Zacharias Werner, Veit, Klinkowström inmitten verwandter Seelen. Besonders mit Clemens Hofbauer verband ihn eine innige Freundschaft; in Gemeinschaft mit ihm führte Müller einen seiner Lieblingspläne durch, die Gründung eines auf eigentümlichen Systemen aufgebauten Erziehungsinstitutes. Im Jahre 1812, inmitten all der politischen Wirrnisse, erschienen Müllers hochberühmte „Bermischte Schriften über Staat, Philosophie und Kunst“. Jedoch sein geliebtes Institut konnte sich nicht halten; dieselben Zeitumstände aber, die daran Schuld trugen, die Erhebung Deutschlands und der Kampf gegen Napoleon, wiesen Müller ein neues Arbeitsfeld zu.

Die Oesterreicher waren seit dem Kongresse von Prag und dem Vertrag von Teplitz an der Arbeit, die Franzosen aus den „ilhrischen Provinzen“ zurückzudrängen. Metternich und das Wiener Kabinett dachten daran, auch die Bevölkerung der Alpenländer, insbesondere Tirols, zur Mithilfe heranzu-

*) J. Sava, Adam Müllers ausgewählte Abhandlungen, Wien 1921. — D. Spann, die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre, Wien 1910.

ziehen; zu diesem Zwecke war man mit Tirol in steter Fühlung und organisierte von Wien aus die demässigte Erhebung des Landes. Im September 1813 waren die Verhältnisse soweit herangereift, daß man Anton Leopold von Roschmann zur Leitung der Erhebung nach Osttirol entsenden konnte. Bekanntlich hatte sich Roschmann diese Auszeichnung auf eigentümliche und wenig schöne Weise erworben: Erzherzog Johann, der Abgott der Alpenvölker, hatte zuerst selbst die Fäden der Erhebung in der Hand gehabt; da war von Roschmann dem Kaiser die Ansicht beigebracht worden, der Erzherzog gedenke sich zum König der Alpenländer zu machen, wenn der Aufstand losbräche. Daraufhin war der am meisten kompromittierte Freiherr von Hornayr auf die Festung Munkacs gewandert, Erzherzog Johann in ewige Ungnade gefallen, nur Roschmanns Weizen blühte. Von alledem wußte Adam Müller nichts, als Roschmann an einem der letzten Augusttage 1813 zu ihm kam, um den berühmten Staatsmann zur Teilnahme an der Tiroler Aktion zu bewegen. Müller sagte gerne zu und nach wenigen Tagen schon langten in Sachsenburg an, wiewohl seit der zweiten Hälfte des August Feldmarschallleutnant Fenner von Fennerberg mit einem Teil der unter Hiller gegen Beauharnais operierenden kaiserlichen Truppen stand. Fenner und Roschmann zogen mit einer vorerst sehr geringen Macht nach Trient, dem äußersten Vorposten der österreichischen Armee. Vom 9. September datieren ein kaiserlicher Aufruf an die Tiroler; zugleich fandte Fenner vorerst den Schützenmajor Eisenstecken mit 300 Landesschützen durch das Pustertal gegen Trient; dieser nahm den ins bairische Gebiet herbeigezogenen Franzosen die Mühlbacher Klause am 12. September weg. Happinger und Lantschner landeten pflächlich wieder auf. Freilich ging die Klause am 25. September an die Franzosen unter Moxzschall verloren. Hiller verfügte über keine freien Truppen. Fenner und Roschmann standen in Trient ganz auf sich selbst angewiesen. Ja selbst die Tiroler Sturmmannschaft, welche sich zufolge des Aufrufes vom 9. September in Trient zusammenfand, konnte nicht frei verwendet werden, da Metternich streng darauf sah, daß keine bairischen Untertanen (aus dem Gebiete zwischen Welsberg und Klausen, sowie dem Vinschgau, Wipptal und Zuntal) an den Kampfhandlungen sich beteiligten; Baiern schwankte nämlich um diese Zeit bezüglich des Anschlusses an Preußen Rußland—Oesterreich; am 21. September war die Neutralitätserklärung an Napoleon erfolgt und erst der Nieder Vertrag vom 8. Oktober reichte Baiern unter die Feinde Napoleons.

Roschmann und Fenner mußten nun befürchten, daß die Division Bonfanti, welche die 300 Mann Eisensteckens vor sich her trieb, sich mit französischen Truppenteilen, die über Impezzo und den Kreuzberg im Anzug waren, vereinigen, einen Vorstoß gegen Trient machen und Hillers rechte Flanke in Gefahr bringen würde. Roschmann, der energischere

von beiden, drang darauf, daß man um jeden Preis die französische Vereinigung bei Toblach verhindern und zu diesem Zwecke Eisenstecken Hilfe bringen müsse. Interessante Aufschlüsse über diese Aktion gibt uns ein Brief Adam Müllers an seinen Freund, den Finanzrat C. U. Stagemann in Berlin, geschrieben zu Bozen am 25. Oktober 1813. Nachdem Müller die obgeschilderte Lage erwähnt und an der Hand einer flüchtigen Kartenskizze das Gelände von Trient bis Brigen gekennzeichnet hat, fährt er fort: „In dieser Lage beschloß Herr von Roschmann zu versuchen, was die Kraft der Tiroler vermöge. Am 27ten fuhr er mit mir und Speckbacher von Trient gegen Brunnaken ob. Unsere Eskorte ein braver Husarenrittmeister, 6 Mann Frimont Husaren und 8 kaiserliche Jäger. In Niederdorf, eine Post vor Brunnaken die Meldung, daß 300 Mann Feinde selbigen Morgen eine Rekognoszierung nach Lorenzen 1/2 Stunde hinter Brunnaken gemacht hatten und wahrscheinlich den Nachmittag Brunnaken besetzen würden. Die 300 Tiroler^{*)}, mußten wir voraussehen, würden den Rückzug durch die Gebirge machen; Wir, mit der Post, konnten gerade in des Feindes Hände fahren oder doch im Rücken über Impezzo die anrückenden Kolonnen sich in Toblach aufstellen. Es mußte gewagt werden: 10 Uhr abends in Brunnaken; nach langer Ungewißheit erlaubten wir beim Schein der Wachtfeuer unsere Bauern. Aber alle Gründe daraus für morgen ein Hauptangriff zu erwarten. Speckbacher, auf dessen Kopf ein bairischer Preis von 1500 Dukaten stand, entschloß sich noch in selbiger Nacht: in das Gebirge zu gehen und die Gemeinden von Tal Lauffers herab in den Rücken der Franzosen zu bringen. . . . Am 28ten morgens ritten wir mit Eisenstecken über Lorenzen rekognoszieren. Kein Feind ist sichtbar. Raus zurückgekehrt sind alle Höhen um Brunnaken besetzt, 3000 Mann, 4 Kanonen. In unserer Disposition standen 280 Stuken, 20 Büchsen und 10 Säbel. Herr von Roschmann befahl die Gegenwehr und so kam es zu dem Gefecht von Brunnaken, wo sich mit mehr als spartanischem Mute wenig: Dauern gegen ein Armeekorps 3 Stunden behaupteten und nur einen einzigen Gefangenen verloren, darauf in größter Ordnung zurückgingen. Nun wir nach Sillian^{**)}; die in Impezzo aufgestellten Bauern melden, daß von dort her der Feind im Anmarsch sei. Erschöpft und an dem Erfolg verzweifelnd nach drei Nächten der erste Schlaf. Indes war die Verstärkung eingetroffen: mit 1800 Mann standen wir am 2ten Oktober im Lager bei Toblach. Die Folgen des Gefechts vom 28ten zeigten sich: am 30ten gingen 150 Mann deutscher Truppen aus Kalabrien zu uns über, die schönsten Preußen von Sena her. Am 1ten 250, am 2ten 120; am 3ten den Tag über war das Treffen bei Willenbach, das Speck-

^{*)} Des Majors Eisenstecken.

^{**)} Auch die Truppen Eisensteckens zogen sich dorthin zurück. Die Franzosen besetzten Brunnaken, verchanzten sich bei Percha und Wtellenbach, folgten aber den Tirolern nicht weiter.

bacher durch einen Flankenmarsch mit 30 Bauern entschied: Die französischen Kanonen mußten seitwärts auf die Felsen gerichtet werden, wo zwischen dem Gestrüpp diese wenigen feuerten. Indes griff das Militär in der Fronte an ***). Am 4ten feierten wir den Namenstag des Kaisers in Brunneken; am 5ten war Jagd der Tiroler Schützen auf die Feinde im Tale von Sonnenburg; jeder Hauptmann, mit seiner Kompagnie in den Wäldern und Gebirgsschluchten an der Straße versteckt, kommandierte nach Belieben: 120 verwundete Franzosen wurden eingebracht. Am 7ten: Sturm unserer ganzen Macht von 1300 Mann Infanterie auf die mit Verstärkungen aus Brizen besetzte Mühlbacher Klause: Die Bauern links, die kaiserlichen Jäger rechts; um 3 Uhr nachmittags war die Klause erobert, 450 Gefangene, darunter 60 Spanier. Am 8ten gingen 300 über, im Vorrücken kamen sie aus allen Winkeln hervor. Wir hätten aus den Preußen allein ein schönes Bataillon bilden können. Am 8ten abends waren wir in Brizen; am 10ten unsere Truppen in Trient: Tirol war erobert, die Division Bonfanti zerstört. Am 14ten sendeten wir aus Bozen die schönsten Trauben an den Kaiser in das Hauptquartier ab. Mit welchen Empfindungen ich das Ufer der Etsch und zum erstenmale Italien betreten habe, können Sie denken: In dem Paradies von Saturn, wo Feigen, Maulbeeren, echte Kastanien, Cypressen um die Wette im Freien wachsen, und die meergrüne Etsch zwischen himmelhohen, gelbbraunen Felsen fließt, war es, wo ich Ihren gütigen Brief empfing . . ."

„Das ganze Verdienst dieser glücklichen und folgenreichen Unternehmung gehört Roschmann und Speckbacher. Die Resultate springen in die Augen: denn indes hat Hiller alle Pässe der kärntnerischen Alpen, Fiume . . . , Triest, Laibach erobert, den Bizakönig über den Sforzo geworfen . . . (Dieser) denkt Hiller vor sich, schickt Parlamentärs, bietet Waffenstillstand an. Indes hat sich der Feldzeugmeister Hiller still und unvermerkt auf der Straße, die wir ihm gebahnt, in Eilmärschen durch Tirol gezogen. Die ganze Etsch ist mit Flößen bedeckt, die Gepöck und Artillerie herabführen: 20,000 Mann sind durch Bozen schon passiert: Der Sforzo, der Tagliamento, die Piave, die Brenta helfen dem Bizakönig . . . nichts. Alle diese Flüsse sind umgangen, Mantua ist ohne Besatzung . . ."

„Nun überkommt uns das Geschäft der Organisation von Tirol, leider ohne den Kern des Landes,

***) Dieses Treffen vom Rosenkranzsonntag 1813 schildert auch Staffler (Topographie II 2 S. 189 f.). Es begann Otang gegenüber bei Windschaur und Neuhäusern. Am den Graben bei Uttschbach und die Stellungen bei der Raserer Kirche wurde heftig gekämpft. Die Kapelle des Huter-Annesens im gegenüberliegenden Dluger Aled enthält als Deckengemälde ein Bild dieses Kampfes, mit den unter der Raserer Kirche an der Straße stehenden und gegen Neuhäusern feuernden französischen Geschützen. In den Wänden des „Huteräckels“ sind auch Geschützkaranten als Erinnerungszzeichen eingemauert.

den bairischen Anteil. Indes Geschäfte ohne Ende: Die ganze Kommission besteht aus 5 Personen . . ."

Soweit Adam Müllers Bericht an Stägemann *). Müller hat sich zeitlichens auf seine Tiroler Kriegserlebnisse viel zugute getan; als er 1826 geädelt wurde, ließ er sich das Prädikat „von Nittersdorf“ (verdorben aus „Niederdorf“) als Erinnerung an die oerwegene Fahrt von Niederdorf nach Bruneck beilegen.

Als bald begann Müller seine eigentliche Tätigkeit im wiedergewonnenen Lande. Er verfaßte die zahlreichen Aufrufe Roschmanns, so den vom 4. Oktober aus Bruneck, er gab den „Boten für Südtirol“ heraus, zuerst in Bruneck (?), dann in Brizen, Bozen, endlich in Trient, woselbst die Regierung ihren provisorischen Sitz nahm; denn obwohl Bayern auf die Seite der Verbündeten getreten war, so war es doch keineswegs gewillt, das von Napoleons Gnade erhaltene Tirol an Oesterreich zurückzugeben; ja der Nieder Vertrag garantiert sogar dem Könige von Bayern seinen Gebietszustand vom 8. Oktober 1813. Die Regierung zu Trient hatte deshalb von Metternich strengste Weisung, sich mit der bairischen Verwaltung gut zu vertragen; alle Deputationen und Besuche der Tiroler, die nach Trient, nach Wien oder an den Kaiser ins Hauptquartier gerichtet wurden, erhielten den stereotypen Bescheid, den schon Roschmann in einer Proklamation vom 24. Oktober aus Trient gegeben hatte: Man solle ruhig bleiben, nur die Friedenskonferenz könne eine Entscheidung bringen. Damit aber war das bairische Mittel- und Nordtirol nicht zufrieden: Der Bauerntag vom 8. Dezember in Sterzing beschloß ein energischeres Vorgehen, der Aufstand gegen die Bayern wurde im Wipptal, Binschgau, Unterpustertal allgemein, das wenige Militär wurde entwaffnet, die bairischen Mäler zerstört. In Nordtirol fällt in diese Zeit die Aktion Kluitenschedls. Bayern gab Tirol verloren, die Vereinigung von Nord- und Südtirol erfolgte aber erst im Sommer des Jahres 1814.

Wenn Müller an Stägemann über die „Organisation“ Tirals schreibt, so hat dieses Wort in seiner Feder eine ganz eigene Bedeutung. Die Wiener absolutistischen Kreise u. der mißtrauische Kaiser Franz dachten noch immer an das Komplott des Erzherzogs Johann, — nicht umsonst hatte man gerade den „Entdecker“ desselben, Roschmann, nach Tirol entsandt; — auch das temperamentvolle Vorgehen gegen Bayern, das die diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und München trübte, wurde den Tiralern nicht zum besten gedeutet. Als deswegen die Tiroler mit der Miene der größten Selbsterständlichkeit um die Wiederherstellung ihrer alten, landständischen Verfassung baten, entgegnete man ihnen sehr kühl, „man werde den Tiralern jene Verfassung geben, die den geänderten Verhältnissen entsprechend wäre.“ Nun begann die regste Tätigkeit der Tiroler Patrioten, besonders der

*) Dieser wichtige Brief ist abgedruckt bei Bago a. a. O.

Männer wie Di Pauli, Giovanelli, Grebner; der Widerstand der Wiener Regierung wurde jedoch immer wieder bestärkt durch Roschmann und auch durch Adam Müller. Lagen beim ersteren persönliche Motive vor, — bei den Tirolern hatte er sich's schon in der ersten Zeit seiner Amtsführung durch seine Steuerpolitik gründlich verdorben und gerade deshalb suchte er bei Metternich gut angeschrieben zu bleiben, — so war Adam Müller aus innerster Ueberzeugung ein Feind jeder Sonderverfassung, die ihm als Loslösungsbestrebung, als eine Art von Aufsehnung erschien. Der Nationalökonom, der wie kein zweiter die Unterordnung aller Teile unter das Ganze lehrte und dessen politisches Orakel immer noch der reaktionäre Friedrich von Gentz war, sah tatsächlich alles Heil im Zentralismus. Mit großer Genugtuung schreibt er an Gentz zu Anfang 1814 aus Trient: „... der Kaiser, Metternich und Baldacci¹⁾ sind zufrieden...“. Zur selben Zeit wandte er sich ja außerordentlich heftig gegen Joseph von Görres, weil dieser Befürchtungen über den Wiener Kongress laut werden ließ, die leider nur zu berechtigt waren. Durch diese Gesinnung machte sich Müller, der „Leibstiller“ und „Einbläser“ Roschmanns, ebenso unbeliebt wie dieser selbst. Kein Zweifel, daß er die Tiroler seiner Zeit falsch beurteilt hat; dies erhellt u. a. aus der 162 Seiten starken Denkschrift, die er im Auftrage des Wiener Kabinettes im Jahre 1814 ausarbeitete. Nach Kruncs Urteil (der Müller wie Roschmann vielleicht zu hart beurteilt) finden sich darin treffliche Gedanken über volkswirtschaftliche Fragen, auch keine feindselige Gesinnung gegen das tirolische Volk, wohl aber zahlreiche Vorurteile und Mißverständnisse; zu einer richtigen Beurteilung der Alpenvölker vermochte der Norddeutsche nicht vorzudringen. Am Schlußte wiederum er ausdrücklich die Wiederherstellung der alten Verfassung.

Unterdessen hatte der vielbeschäftigte Mann in Trient doch Tage verlebt, an die er sich später noch mit Vergnügen erinnerte; Wilhelm von Eichendorff, der jüngere Bruder des Dichters des „Luzernichts“, war seiner Kanzlei zugeteilt, im April 1814

konnte Müller sogar seine Familie in Trient bei sich sehen; freilich mußte er schon im Juni mit Roschmann nach Innsbruck übersiedeln, als nämlich ganz Tirol wieder in österreichische Verwaltung überging; hier zogen sich die Verfassungstreitigkeiten weiter hin, die schließlich zu Roschmanns Auberufung führten; und Erzherzog Johann hatte den Kaiser ausdrücklich gebeten, zugleich mit Roschmann auch Müller aus Tirol fortzunehmen. Am 3. April 1815 berief ihn dann auch ein Schreiben Metternichs in das kaiserliche Hauptquartier am Rhein.

Müller machte den Einzug der verbündeten Heere in Paris mit; dort war es auch, wo ihn der Kaiser zum Generalkonsul für Sachsen ernannte. Diese Stellung hielt Müller bis zum Jahre 1826 in Leipzig fest. Dort entstanden noch epochenmachende nationalökonomische Werke: Um 1816 die „Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien“, sowie jene eigenümliche, echt romantische Spätlingsarbeit „Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften“. Hier spricht Adam Müller die schroffste Verdammung der Demokratie und des Liberalismus aus, — Adam Smith's Güterlehre hotte er ja bereits als Jüngling heftig bekämpft. — Mit der ganzen Romantik steht Müller im Katholizismus das Kulturideal schlechtthin, die Einheit von Poesie und Leben, Kunst und Wissen, Staatskunst und Völkerglück. — Im Jahre 1826 kehrte Müller nach Wien zurück; dort ist er am 17. Januar 1829 bei der Nachricht vom Tode Friedrich von Schlegels vom Schlage getroffen zusammengestürzt und gestorben.

Auf dem Friedhofe von Maria-Engersdorf versammelte Klemens Hofbauer noch im Tode eine illustre Gesellschaft um sich; dort ruhen im Kreise um das Grab des Heiligen der Malerkonvertit Friedrich von Sclinkowström, der romantische Soziologe Adam Müller, Anton von Pillet, ein Freund Metternichs, und der Dichter, Prediger und Biber Lacharias Werner.

Was wir von den Leisacher Glocken wissen und nicht wissen.

Von Josef Kugler, Leisach.

II. Die neuen Leisacher Glocken.

Wir haben im Oktoberhefte erzählt, wie sich Leisach nach einem neunjährigen Karstreitag aufrastete und ein neues würdiges Geläute bestellte. Wir wollen nun im 5. Abschnitte das Aussehen der Neugeborenen beschreiben. Zuvor mögen uns aber die geduldigen Leser noch zwei Seitensprünge über Osttirol hinaus gestatten, einen nach Nordtirol und einen nach Südtirol. Als wir uns nämlich in der Septemberfolge mit der bestens bekannten und verdienten Landesfirma Grakmayr befaßten, erwähnten wir auch, daß sie im Jahre 1846 für die Inns-

brucker Stadtpfarrkirche eine G-Glocke mit 6272 Kilogramm goß, welche im Weltkriege vor dem Feuertode verschont blieb und heute noch die größte Glocke Tirols, wenigstens Nordtirols, ist. Da erinnern sich gewiß viele Glockenfreunde, daß ihr eine Zeitlang der erste Rang streitig gemacht ward durch eine neue Glocke der Dreifaltigkeits- oder Jesuitenkirche in Innsbruck, welche ungefähr 200 alte Zentner oder 11.000 Kilogramm wog und das tiefe F ertönen ließ. Diese wurde auf Kosten des H. Papierhändlers Lang im Jahre 1902 von Chiappari in Trient gegossen, zeigte aber schon bei ihrer Ankunft in Innsbruck eine Art Sprung, welcher

¹⁾ Einer der Vertrauensmänner Franz I.

sich nach den ersten Wäulen so erweiterte, daß die Glocke unbrauchbar war. Sie blieb dann unbenützt bis zum Jahre 1913 im Turme hängen, wurde in diesem Jahre abgenommen und zum Unglück nach Trient geliefert. Mittlerweile brach der Krieg aus, Chiappani flüchtete 1915 nach Italien und hat auch das Altmetall dorthin bringen können! Der Innsbrucker Stadtpfarrglocke soll aber ganz nahe kommen die große Glocke aus Grafmanns Gießerei auf dem Wachturm der Liebfrauenkirche in Kitzbühel mit dem tiefen *As*, welche auch im Weltkrieg durch ein Nachwort des edeln Kaisers Karl erhalten blieb und jüngst am Michaelstage aus Grafmanns Gießerei vier Schwestern erhielt (*C* mit 2300 Kilogramm, *Es*, *f* und *as*), welche am 21. Oktober ein Sohn Kitzbühels, der Salzburger Dompropst Dr. Filzer taufte.

In Südtirol ist der Gegenpol zur Stadt Kitzbühel das Dorf Kalkthal mit seinem *As*-Glocke, einer Neuschöpfung der vorzüglichen italienischen Glockengießerei des Franz Tala in Cremona nahe Mailand. Auch vom Trientiner Dome löst eine *As*-Glocke, die aber weniger Gewicht und Umfang hat als z. B. die *A*-Glocke der Neustifter Stadtkirche; erstere wiegt mit 180 Zentimeter Durchmesser 3330 Kilogramm, letztere mit 183 Zentimeter Durchmesser 3681 Kilogramm. Die Sert des Brigener Doms hat auch den Ton *A*. Wir wandern aber noch tiefer durch Welschtirol, bis wir ins alte Rovereto kommen, das schon längst in Rovereto umgetauft ist. Hier ist nämlich seit neuem eine gar merkwürdige Glocke, die größte Glocke Neuitaliens, die neue monumentale „Glocke der Gefallenen“ (*campana dei caduti*), welche von Luigi Colbachini im vorigen Jahre gegossen und am 24. Mai 1925 vom Trientiner Fürstbischof Endreici mit Wasser aus dem Tiber, der Piave und dem Lenobache geweiht wurde. Das Glockenmaterial ist Bronze von Kanonen aller kriegsführenden Staaten des Weltkrieges, das Gewicht ist wieder bei 200 alte Zentner (10.800 Kilogramm), der Ton das tiefe *C*. Sie ist aufgehängt im Turme des Schlosses von Rovereto und wird alle Abende eine Minute lang geläutet für alle Gefallenen des Weltkrieges und einmal im Jahre für jeden Staat 5 Minuten lang, und zwar an jenem Tage, an welchem er die verlustreichste Schlacht geschlagen hat. Colbachini behauptet in einer Zugschrift: Diese Glocke ist die größte der Welt, welche mit Schwingung geläutet wird. Wir können nicht nachprüfen, ob dies richtig ist. Gewiß ist die große Kölner Domglocke mehr als doppelt so schwer (s. S. 132); berühmt ist auch die Gloriosa des Erfurter Domes mit 275 Zentnern, von denen wir aber nicht wissen, ob es alte oder Metertze sind. Derlei Angaben sind so verschieden; z. B. läßt das Herder-Lexikon der größten Glocke Österreichs, der „Bummerin“ von St. Stefan in Wien, gegossen aus 180 im Jahre 1683 erbeuteten türkischen Kanonen, nur 9900 Kilogramm, während sie nach Erkundigungen in Wien 19.800 Kilogramm wiegt. Osmük in Mähren hat eine angeblich 18.600

Kilogramm schwere Domglocke. Die größte Glocke Frankreichs, die Savonarde auf dem Glockenturme der neuen Herz-Jesu-Votivkirche nördlich von Paris auf dem Martyrerberge (Montmartre), soll 27.065 Kilogramm wiegen (nach andern Lesarten allerdings nur 26 oder 22 Tonnen; nach Kunz Ton *C* mit 18.711 Kilogramm). Daß die russischen Ungetüme von Glocken, namentlich die größte Glocke der Welt, der „Glockenkaiser“ im Krem zu Moskau mit angeblich 8 Meter Höhe, 20 Meter Umfang und 270.110 Kilogramm Gewicht, nicht mit Schwingung geläutet werden, das wissen und begreifen wir; aber von der „Bummerin“ und den übrigen genannten Glockenriesen zweifeln wir sehr, ob der welche Glockengießer Recht hat. — Nun müssen wir aber nach Leisach zurückeilen.

5. Die Glockenkleider.

Am 30. April und 5. Mai hatten unsere Glocken das Licht der Welt erblickt und zugleich ihr Kleid erhalten. Dieses mußte aber erst sorgfältig gepußt und geziert werden, bevor sie sich öffentlich zeigen durften. Die Folge davon war, daß sie schon gleich das „Kirchen“ versäumten, wie es wohl auch manchmal den Leuten passiert, daß sie wegen Ankleiden und Schmücken zu spät in die Kirche kommen. Nachträglich waren wir aber sehr froh, daß die Glocken nicht an den gewünschten Tagen, 8. und 9. Mai, zu überführen und zu weihen waren; denn beidemal war das Wetter sehr schlecht. Noch schlechter war es aber am 2. Termin, acht Tage darauf. Denn am 16. Mai, auf welchen man längere Zeit als Weihetag gerechnet hatte, regnete es gegen 2 Uhr, wo es die Weihe getroffen hätte, in Strömen. Inzwischen hatte man sich aber, um mit den Vorbereitungen und Einkadungen ganz sicher dreinzugehen, auf den 24. Mai, d. i. Pfingstmontag, geeinigt; so fand man auch mehr Zeit, öffentlich und privat um schönes Wetter und glücklichen Verlauf aller Veranstaltungen zu beten. Als Verbote der Glocken war schon am 7. Mai von Millstatt herauf der Seilwagen des Herrn Grafmayer (um 12.43 Schilling Bahnpfesen) gekommen, welchen Herr Kern als Anhänger seines Lastautos herausbefördern ließ, der dann von uns nach dem Glockenmitzuge zu den Patern nach Trienz und von dort zum Glockenaufzuge nach Schlatten wanderte. Die Glocken für Leisach nebst denen für Trienz gab Grafmayer in Innsbruck am Westbahnhof am 14. Mai auf und rechnete damit, daß sie am Donnerstage (20. Mai) sicher über Brennero und S. Candido, wie auf dem in Trienz ausgefertigten Aviso zu lesen ist, an ihr Ziel gelangen. Im ganzen waren aber 30 Eolk zu befördern, nämlich auch mehrere Glockenschwengel, Hatzjächer, Kugellager u. dgl. im Gesamtgewichte von 5000 Kilogramm um 391.53 Schilling Frachtkosten zu Lasten Grafmanns. Doch siehe da, die Bahn war hochstet genug, sich diesmal unerhört zu beeilen und schon am Sonntag abend die ersetzten Schätze in Trienz abzulagern. Kein Mensch glaubte am Montag früh dem Ansager, der

von Haus zu Haus das freudige Ereignis meldete, sondern man hielt allgemein dafür, es sei ihm wieder einmal ein Bär aufgebunden worden. Doch die Tatsache bestritt sich und nun eilte von Leisach hoch und nieder, die Ankömmlinge zu schauen und zu begrüßen, nach Lienz ins Bahnamagazin. Während die Klosterschellen schon nachmittag in den Oberhubergarten überführt wurden, um am Donnerstag abends im Triumphe in die Stadt einzuziehen (s. „L. Nachr.“ Nr. 21 vom 29. Mai), blieben unsere Glocken bis zum Samstag nachmittag im Magazin, weil nur ein geringer Lagerzins (ungefähr 5 Schilling) zu zahlen war und in Leisach mit den Vorbereitungen wegen des anhaltend schlechten Wetters noch nicht einmal begonnen worden war. Eine Stimme der Zufriedenheit wurde vernommen über die reiche, schöne und kunstgerechte Ausstattung der Glocken. Wir wollen nun ihr Kleid beiläufig beschreiben.

Die große Glocke mit dem Ton D und dem Gewicht von 1519 Kilogramm hat eine Höhe (bis zum Hals) von 101 Zentimeter Umfang 436 Zentimeter, Durchmesser 139 Zentimeter, gerade nach durchzuschließen im Glockenstuhle. Das Maßnehmen mußten sich die neuen Erdenbürger gefallen lassen, weil darnach die Girlanden und Kränze anzufertigen waren. Bei allen vier Glocken ist das entsprechend kräftige Kronengestänge mit schönen Engelsköpfen geziert. An obem Mantelraum der großen Glocke erbauen uns die Kreuzwegstationen. Die Modelle dazu sind von einem italienischen Bildhauer um das Jahr 1880 geschnitten worden. Einige Mühsiggänger, die dazu verhalten wurden, zählten 57 Figuren, dazu noch 6 unentworfene. Gewiß wären die Stationen aber nicht soviel angeschaut worden, wenn nicht die 14. fehlte, ein Versehen (heines Herrn Sohnes), das dem Herrn Grafmayer sehr unlieb war, aber doch so harmlos ist, daß es uns verziehen werden möge, wenn wir es hiemit an die große Glocke hängen. In der Glockenkammer stoßen überdies die 1. und 13. Station an der finsternsten und unzugänglichsten Stelle zusammen, so daß man den Fehler nicht wahrnimmt. Um den Kreuzweg zu beten, sollen die Püster die Kirche benützen, wo 14 prächtige Leidensbilder von Meister Sibera hängen, wo man auch zugleich die reichen Kreuzwegablässe geniessen kann. Möchte die legendreiche Andacht viel eifriger gepflegt werden, wie es uns die große Glocke anzurufen scheint — Reich geschmückt ist der Leib dieser und aller Glocken, aber bei jeder ist der Schmuck ihrer besonderen Bestimmung angepaßt. Die große Glocke ist vor allem Kriegerglocke, weshalb das Hauptbild (Größe 30 · 20 Zentimeter) darstellt, wie der göttliche Heiland liebevoll einen sterbenden Krieger tröstet. Wir wollen die Beschreibung umso weniger weiter ausdehnen, als ja ähnliche Darstellungen genug auch auf Sterbebildern und sonst zu sehen sind. Nur möchten wir hervorheben, daß der Krieger in seiner Rechten einen Rosenkranz hält und daß an Jesu Brust sein heiligstes Herz sichtbar ist. Es schien uns nämlich unschicklich, daß

das Herz Jesu erst auf der dritten Glocke nach Michael und nach den Dauerheiligen zu Ehren komme und wir ersuchten deshalb Herrn Grafmayer eigens um die Anbringung des Herzens auf diesem Heilandsbilde, wo er es sonst, z. B. in Amstach, nicht anbrachte. Die glockenförmige Gestalt dieses Herzens mahnte die Gläubigen, wurde ihnen später erklärt, ihre eigenen Herzen in Glocken umzufarmen, welche das Echo der Kirchenglocken wiedergeben. Diesem religiösen Kriegsbilde steht gegenüber das schon früher beschriebene Wappen der Familie Grafmayer mit der Jahrzahl 1926; dazwischen sind in zwei Feldern auf der Nordseite der hl. Michael, wie er mit der Kreuzeslanze den Drachen tötet, und der hl. Johannes von Nepomuk mit dem Finger über dem Mund, unser Landespatron gegen Wassergefahr. Leider ist unser glorreicher Kirchenpatron Michael durch die Umstände zu ganz bescheidener Rolle verurteilt. Auf der Südseite erblickt man die hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus. Brustbilder von Engeln auf fünf eigenen Feldern trennen die anderen Figuren von einander. Ober diesem Bildwerke lesen wir: Den toten Kriegshelden und den Heimkehrern die dankbaren Gemeinden Burgfrieden und Leisach. Unter dem Wappen steht, Gefallene, noch tiefer am untern Mantelraum folgen deren Namen, geordnet nach dem Todesdatum, das wir hier bei jedem befehen wollen: Aus Leisach: Josef und Johann Kreuzer (Samerbrüder, 28. August 1914 bei Wosyokow und 27. März 1915 in den Karpathen), Johann Senfter (Schmieder, 20. Oktober 1914 bei Boratyce), Alois Senfter (Benzler, 27. Oktober bei Strawowitza), Johann Ortner (Paulschneider, 19. Februar am Dunajec), Friedrich Niederwanger (Sammler, 2. August 1915 gestorben in Wels), Johann Ortner (Schüller, 20. Mai 1919 gestorben in Leisach). Aus Burgfrieden: Johann und Alois Müller (Dureggerbrüder, 1. August 1915 auf dem Doherdoplokon und Alois 19. Juni 1916 gestorben in Calliano), Franz Huber (Oberklausner, 27. März 1916 in Omsk), Franz Stöcker (Unterforcher, 1. Dez. 1917 in den Sieben Gemeinden). Gewiß ein schöner, religiöser und patriotischer Gedanke, die Totenopfer des vierjährigen Krieges im Glockenerg zu vereinen. Dafür ruft uns die Glocke gleichsam zu:

Die Namen eurer gefallenen Lieben
Habt ihr auf meinen Mantel geschrieben;
Nun klag' ich und trag' ich mit euch den Schmerz
Und bin wie ein weinendes Menschenherz.

Diese Widmung steht (lt. „L. Anzeiger“ Nr. 138, 1924) auf der Kriegerglocke von Manders. In Leisach hatte man sich am 4. März nach langem Hin- und Herreden für einen andern Vers entschieden, für den dann aber, als es zum Ernst kam, kein Plätzchen mehr war. Wir wollen ihn wegen seines Gehaltes der Vergessenheit entreißen; er wurde unter andern auch auf der großen Kriegerglocke von Wörgl verwendet und lautet:

So oft meine Löhne zum Himmel erschallen,
Dann sei aus den Klängen das eine gehört:
Ein treues Gedenken für die, die gefallen,
Ein Dank auch für die, die uns wiedergekehrt.

Die zweite Glocke mit dem Tone fis und dem Gewichte von 705 Kilogramm hat eine Höhe von 77 Zentimeter, Umfang 338 Zentimeter, Durchmesser 108 Zentimeter. Am oberen Mantelsaum überraschen uns lebensvolle Bilder der hl. Zwölfboten, welche in der Barockzeit von einem unbekanntem Meister negativ in Holz geschnitten worden sind. Diese Glocke ist vor allem Baue ringglocke, weshalb ihren Leib verschiedene Bauernheilige besetzen. Gegenüber dem Grafmayr-Wappen steht ein hl. Kriegsheld, die Rechte zum Himmel erhoben, in der Linken einen Schild, mit beiden Füßen ein Skelett zertrappend. Niemand kennt ihn, obwohl er in Östirrol ein besonders verehrter Viehpatron ist: es ist der hl. Chrysoth (Fest am 25. Oktober). Auf der südlichen Seite gegen das Wappen hin sehen wir denn die Heiligen Florian und Georg, letzteren im gespreckten Galopp mit der Lanze auf einen Drachen stürmend, auf der andern die 2 Heiligen, welche schon Bachlechner auf dem Tiroler Bauernheiligenaltar verheerlich hat, Sidor (Fest am 11. Mai) in der Linken die Schaufel, mit dem rechten Zeigefinger zum Himmel weisend, und Wendelin (Fest am 20. Oktober) mit dem Hirtenstabe zwischen den gefalteten Händen, den Blick himmelwärts gerichtet. Die Figuren sind getrennt durch Felder mit Schildern, welche den heiligsten Namen Jesus aufweisen. Zwischen den Siebeln der Felder heten Engel vor Kelch und Hostie. Die Inschrift haben wir einem Reime Bruder Willrams für eine Glocke von Weer nachgebildet (s. „L. B.“ 1923, 13). Sie lautet:

Patrone der Bauern, säkmet uns Haus und
Flur und Feld

Und segnet reich, was Fleiß und Schweiß
bestellt.

Die dritte Glocke mit dem Tone a und dem Gewichte von 435,7 Kilogramm hat in der Luftlinie eine Höhe von 67 Zentimeter, Umfang 286 und Durchmesser 91½. Am oberen Saume sind 18 Quadrate, 4 mit dem Namen Maria, 5 mit einer Krone von Sternen umgeben, 9 mit rösleinartigen Blumen. Südlich und nördlich vom Wapen sind die Bilder der himmelwärts schwebenden, sternbekränzten Unbefleckten und des hl. Aloisius im Chorrocke, mit Kreuz und Lilie beisammen in

den Armen, — man verzeihe! — viel zu alt im Aussehen, sowie des hl. Antonius mit Jesukind und Lillie und des hl. Schutzengels, der mit der Linken einen Burschen geleitet. Die Bilder sind getrennt durch das Monogramm Christi, das bei den Künstlern so beliebt, aber leider vielen Christen unverständlich ist. Wir haben es mit der Frauenglocke oder Aueglocke zu tun. Die zwei ersten Zeilen der Aufschrift sind der Aueglocke von Kematen nachgebildet („L. Anz.“ 1922, 179). Wir lesen nämlich am Mantelsaume:

Maria, dich grüßet mein eherner Mund
Zur Morgen-, Mittag- und Abendstund.
O Mutter voller Güte
Uns allezeit behüte!

Die vierte und letzte Glocke mit dem Tone h und dem Gewichte von 292 Kilogramm hat 59 Zentimeter Höhe, 250 Umfang und 81 Durchmesser. Der obere Saum zeigt in 5 viereckigen Feldern Kreuze, in 5 andern gekreuzte Trompeten und in 10 weiteren Passionsblumen. Am Glockenfelde erblicken wir neben dem Wapen südlich die hl. Jozilla mit Orgelpfeifen und die hl. Barbara mit Turm und Kelch, gegenüber die hl. Mutter Anna mit dem Kinde Maria zur Seite und den hl. Josef mit dem Jesukinde. Getrennt sind die Heiligen durch 6 Felder mit Kelch und Hostie. Alles paßt zur Berselglocke, wie auch die Aufschrift, welche wieder Bruder Willrams für Weer nachgebildet ist:

Ich läute euch allen die letzte Stund'
Erstehet mit wehem wühmernden Mund'
Für euch einen seligen Tod
St. Josefs, Annas, Barbaras Hilf in Sterbens-
not.

Das Gesagte genüge; Herr Grafmayr kommt wohl mehr als andere Glockengießer dem Wunsche unseres Volkes nach, welches schöne Glocken will. Die Glockenkleider sind reich, voll Abwechslung, aber hiner stügerächt, sünnig und fruum.

* * *

Nachschrift. Das Dezemberheft bringt den Schluß dieses Glockenberichtes. Sollte mancher geistliche oder weltliche Glockenfreund vielleicht Lücken (namentlich bei Glocken von Fillauskirchen) ausfüllen oder Angaben richtigzustellen wissen, so wird um gütige, rasche und genaue Aufschrift an die „Lienzer Nachrichten“ oder an den Verfasser des Aufsatzes herzlich gebeten und im voraus bestens gedankt.

(Schluß folgt.)

Skelett-Funde im Virgental.

Von Karl Malfer, Anras.

Jüngste Nachrichten aus dem Iseltal — vom Bau der Bürgerstraße — laden ein, auf frühere Skelett- und Gräberfunde in jener Gegend aufmerksam zu machen. Skelettfunde sind im Virgental keine Seltenheit. Ich ordne dieselben der Ausgrabungszeit nach (Der wissenschaftliche Ertrag der Fundberichte ist allerdings mit Ausnahme der von Welzelach und Obermauern gering; „damals“ standen eben andere Interessen im Frage).

1720 hatte die Gemeinde Prägraten einen eigenen Vikar erhalten, in Abhängigkeit von Virgen, wohn es bisher gehört hatte; dem Pfarrer von Virgen blieb vorläufig auch das Begräbnisrecht für Prägraten. Aber schon im Jänner 1721 stellte die Nachbarschaft bei St. Andrä einen Revers aus, worin sie sich verpflichtet, den bereits vorhandenen Platz um die Kirche durch Erdauffschüttung zu erhöhen, auszureuten, mit Stütz- und Umfassungsmauern zu versehen und so einen Friedhof bei St. Andrä herzustellen. Mit dieser beabsichtigten Schmälerung der pfarrlichen Rechte war jedoch Pfarrer Hebenstreit von Virgen nicht einverstanden; es entspann sich ein 1721 und 22 ziemlich rege geführter Streit, der sich in einem Aktenbündel des Wiener Dekanalarchives (Mappe „Prägraten“ Nr. 6) genau verfolgen läßt; darunter findet sich ein Bericht des Pfarrers aus Konfistorium in Salzburg, worin er sagt: „jüngst seien beim Ausheben eines Grabes viele Totengebeine zum Vorschein gekommen, „sodas mutmaßend ist, solche werden entweder tempore pestis, so erschrecklich allerorten regiert hat, oder wohl auch noch von der Handenschafft herkommen“. Der Vikar wieder meinte, es müsse vor Zeiten schon ein richtiger katholischer Friedhof bei der Kirche gewesen sein, denn unter dem Turm sehe man ein „ordentliches Beinhaus“, auch seien in den nächsten Feldern unter der Kirche Menschengbeine gefunden worden, „also jagen die Leut und gibts nichts anders der Augenchein, als das durch das angelassene Gewässer samt der Mauer, die vor unvorordenklichen Jahren mit mehr repariert oder gebaut worden, auch der mehreere Teil des Friedhofs und consequenter die Totenkörper feier weg und dorthin getragen worden“; er fügt noch die doch wohl ganz unbegründete Ansicht mancher Prägrater bei, die da behaupten, „das die Toten aus Defereggan, ehe all dorten ein Btkariat aufkommen, „ahero seien bestalligt worden“. Die Leichen aus St. Jakob wurden aber in den ältesten Zeiten für das Jahr 1413 steht die Anwesenheit eines Vikars bei St. Jakob in Abhängigkeit von Virgen fest — auf dem weiten und beschwerlichen Wege über die Müllik nach Virgen gebracht und dort im Friedhof der Mutterkirche begraben. So entsprach es dem Kirchenrecht und so weiß es auch die Ueberlieferung. Tatsache ist, das im Prägrater späteren Friedhof und außerhalb desselben 1721 Gebeine gefunden wurden, deren Vorhandensein we-

der Urkunden noch sichere Ueberlieferung begründen konnten.

Im Jahre 1769 wurde im Gebiete von Mitteldorf der Fuhrweg erweitert; bei solcher Arbeit wurden in nächster Nähe des Mesnerhauses in Mitteldorf and in einem Acker „bei einem großen Stein Menschen Gebeiner erfunden, die ganz vermutlich von den an der Pest, so vor mehr denn 200 Jahren zu oberstandenen Mitteldorf gewaltig eingezissen, verstorbenen Menschen rückgebliebene Teile sind“; im Mai des Jahres 1772 kamen in Zedlach „Menschengebeiner“ ans Tageslicht, in beiden Fällen handelte es sich um die Art der Begräbnis und offenbar mit Rücksicht „auf die Zeit der Pest“ wurde Begräbnis in geweihter Erde, „aber mit niemandes Entgelt“, d. h. ohne Anrechnung einer Stolzgebühr vom Konfistorium anbefohlen. (Pfarrarchiv W. Matrei XXVI A 80 und XXVI B 7.)

In Obermauern und Mitteldorf wurden (nach Junks Naturführer „Tirol, Voralberg und Pich-tenstein“ von Prof. Dalla Torre, p. 225 ff.) 1890 auf 91 prähistorische Werkstätten entdeckt; an ersterem Orte wurden ca. 40 Skelette ausgegraben, an Beigaben sind sich wenig: einige Fibeln, Ohr- und Fingerriuge. Nach Prof. Wieser sollen die Gräber zwei verschiedenen Perioden angehören: die untern sind den gefundenen Fibeln nach römisch, die oberen stammen aus der Zeit der Völkerwanderung; in den ersten wurden auch Teile von römischen Lanzenspitzen gefunden. Die zwei über einander liegenden Gräberschichten erklärt Prof. Wieser so: Der Platz, auf dem die Kirche steht, diente zur Zeit der Römer als Begräbnisplatz, durch einen Ausbruch des Müllbaches wurde er ca. 1 Meter tief mit Schutt überdeckt, später, zur Zeit der Völkerwanderung, wurde er aufs neue dem alten Zwecke gewidmet und dann ein zweitesmal vom Müllbach $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter tief vermerkt; erst im 12. oder 13. Jahrhundert dürfte dann die Kirche erbaut worden sein. In Mitteldorf fand man u. a. eine Gussform aus Speckstein (Steatit) und einen Eberzahn mit einem Loch zum Aufhängen. Zu Niedermauer verzeichnet Dalla Torre den Fund von rohgeformten Knochen, Tonischerben, Schmelzschladen, massenhaft Knochen und Zähne verschiedener Tiere, besonders von Pferden und Wiederkäuern, auch Kahlen. Bei Zedlach (mit unbekannter Gegend) ist nach der nämlichen Quelle eine schön bearbeitete gefunden worden, unter welcher sich Leichenbrand, Bronzegehale, Cer-tofakfeln, Art aus Eisen, Wurfspeieße, Schlangenfingerring und römische Münzen fanden.

Die Skelettfunde in Obermauern gaben Dr. Franz Lappelnier Gelegenheit, in seinem Aufsatz „Die Abstammung der Tiroler und Rhäter“ (Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol, Bk. 1894) zu bemerken: „das die Rhäter tatsächlich schon zur Völkerwanderungszeit einen

mehr kurzköpfigen Schädel-Inden hatten, beweisen die 5 Schädel, welche Prof. v. Wieser selbst bei der uralten Wallfahrtskirche in Obermauern im Birgental ausgegraben hat. Er hält diese Gräber für römisch zur Zeit der Völkermigration, aber die Träger dieser Schädel nicht für römische oder germanische Kolonisten, da in diesem westabgelegenen Tale zu dieser Zeit diese gewiß sich nicht angesiedelt haben. Es waren ohne Zweifel einheimische Rhäter und der mittlere Inden dieser 5 Schädel ergab bei meiner Messung 81,7."

Am bedeutungsvollsten und von großem wissenschaftlichen Wert ist die Aufdeckung des Gräberfeldes in Berg (Kotte Welzelach, Gem. Birgen). Prof. v. Wieser berichtet hierüber in den obzitierten „Beiträgen zur Anthropologie etc.“ ausführlich. Obwohl dieser Fund nicht zu den Skelettfunden zählt, sei aus Wiesers Bericht folgendes zur Kenntnis des heimischen Leserkreises gebracht: Im Herbst 1889 fand der Wunscher Bauer in Berg beim Acker eine stark verrostete eiserne Lanzenspitze, die er achtlos wegiwarf. Als im folgenden Frühjahr eine feicht liegende Steinplatte ausgepflügt wurde, unter welcher ein Brandgrab mit einem Bronzeimer und verschiedenen Beigaben aus Eisen und Bronze zum Vorschein kam, wußte Prof. Wieser sofort von Innsbruck ins Iseltal, wo inzwischen Forstadjunkt Alexander Scherthammer von W. Mutrei sich mit Verständnis und seltenem Fleiß der Funde angenommen hatte. Erst meinte man, es handle sich um ein Einzelgrab, jedoch wurden schon im Herbst mehrere andere Gräber aufgedeckt und schließlich betrug die Zahl der aufgedeckten Gräber 56. Sämtliche Gräber waren Brandgräber, welche mit Steinen (meist aufrechtstehenden Chloritschieferplatten) umstellt und fast durchwegs mit einer größeren Platte bedeckt waren; die Weite der Steinkisten betrug im Mittel 30 cm. Die Anlage solcher Brandgräber kann in der von Priv. Doz. Merhart aufgestellten prähistorischen Sammlung des Museums Ferdinandeum in Innsbruck an den Funden im Wiltener Friedhof lückenlos studiert werden; Photographie der verschiedenen Stadien der Ausgrabung, Zusammenstellung der Grabinhalte, „Originalgrab“ in Glaskästen; auch aus lokalpatriotischen Gründen sollte kein Östirer den Besuch des Innsbrucker Museums unterlassen, da dort — im zweiten Raum der urgeschichtlichen Abteilung — die Funde von Berg-Welzelach ausgestellt sind. Der Inhalt der Gräber zeigte folgende Anordnung: zu unterm durchgehends eine schwarze Brandschicht — wohl die Reste des Scheiterhaufens — Asche und Holzkohle; dann folgte der eigentliche Leichenbrand, in den meisten Fällen einfach auf die Kohlschicht geschüttet und ausgeebnet, manchmal fanden sich darunter aber auch Reste von Bronzeblech, ein Zeichen, daß die Situla auch als Aschenurne für Leichenbrand verwendet wurde; Ton-Urnen als Gefäße kommen kaum in Betracht. Auf dem Leichenbrand lagen die Beigaben: Waffen und Schmuckgegenstände aus Eisen und Bronze, kleine Gefäße aus Ton und Holz, manche

davon mit Zirkel- oder Haselnüssen gefüllt; zuoberst lagen vielfach Kleidungsstücke, deren Vorhandensein nur mehr durch die Zeichnung im Rost des Eisens nachgewiesen werden kann. An Schmuckgegenständen fanden sich verschiedene Arten von Fibeln¹⁾, Armbänder, kleinere Ringe, die vielleicht als Fingerringe, vielleicht als Anhängel verwendet wurden, wunderbar geformte Knäpfechen, dann ein Kettchen mit flachen, enge anschließenden Gliedern, eine Perle von Bernstein und eine solche aus Glas. An Waffen und Werkzeugen sind gefunden worden Lanzenspitzen, Speiße, Pfeilspitzen, Netze (sog. Lappenspeile), Hauen, Messer, Psriemen, ferner vielerlei Gefäße aus Holz, Ton und Bronze, von den Holzgefäßen natürlich nur die Beschlüge aus Eisen und Bronze mit wenigen Holzresten; von den zahlreichen Bronzegefäßen ist kein einziges Stück ganz. Das interessanteste u. wertvollste Stück aus der „Nekropole von Welzelach“²⁾ ist eine Situla³⁾ mit figurlichen Darstellungen in getriebener Arbeit (ca. 23 cm. hoch), die ein reiches Bildmaterial bieten: einen feierlichen Aufzug, eine Hasenjagd, eine krenzierende Frau, Opferwidder, Bade-Szene, mannigfache Tierdarstellungen etc. „Die Situla von Welzelach gehört zu den sorgfältigst gearbeiteten und bestkultivierten Gefäßen mit getriebenen Figurendarstellungen, die uns überhaupt erhalten sind.“⁴⁾ Sämtliche

1) Fibeln sind Spangen, die nach Art der Sicherheitsnadeln zum Zusammenhalten der Kleider dienen.

2) „Nekropole“ gleich Totenstadt, hier „Gräberfeld“.

3) Situla: ein bauchiger Bronzeimer, oft mit getriebenen Verzierungen.

4) Die Ausdrücke „Brandgrab“, „Leichenbrand“ weisen schon darauf hin, daß damals die Leichen verbrannt und dann erst die gesammelte Asche, der Leichenbrand, in der Erde beigefügt wurde. Weil die Alten sich das Fortleben im Jenseits etwas materieller dachten, gaben sie ihren Toten, bezw. deren Asche alles mit, was er im Erdenleben nötig hatte, meinend, daß er dasselbe auch im Jenseits benötigen würde; daher enthalten die Gräber als sogenannte „Beigaben“: Gefäße zur Aufnahme von Speise und Trank (manchmal auch Speisereste, in Welzelach z. B. Hasel- und Zirkelnüsse), Kleiderreste oder doch Gewebeabdrücke, Waffen, Werkzeuge, Schmuck, Urne und Beigaben fanden ihren Platz in einer aus zusammengelegten und -gestellten Steinplatten gefertigten Kiste, die noch eine Deckplatte erhielt, über welcher dann die Erde eingeebnet wurde; in Welzelach betrug die Humusschicht über den Gräbern kaum 20 cm., außerdem waren die Gräber so eng aneinander gerückt, daß sich die Deckplatten beinahe wie ein Pflaster ausnehmen. Die jüngst in Wiltten aufgedeckten Gräber, die bedeutend älter sind als die von Welzelach (während die letzteren von Prof. Wieser in die jüngere Zeit der Hallstadtperiode, also ungefähr 500 v. Chr.

Funde, die ein durchaus einheitliches Gepräge tragen, gehören der jüngeren Hallstadt-Periode an. Der Umstand, daß das Eisen gegenüber der Bronze stark vertreten ist, sowie auch einzelne Merkmale der Bestattungsweise veranlassen Prof. v. Wieser, eine Verwandtschaft des Welzelacher Grabfeldes mit jenen von Krain, Kroatien, Istrien und vor allem mit jenen in Este festzustellen. „In allen diesen Gegenden wohnten aber damals illyrische Stämme. Diese Tatsachen lassen kaum einen andern Schluß zu, als daß auch hier im hintern Iseltal gegen das Ende der Hallstadt-Periode Illyrer sesshaft waren. (Ansiedlungsgrund: die nahen Erzlager im Mullistal, besonders Stauzel). Noch heute existiert dort ein sprechender Zeuge für die länger dauernde Anwesenheit einer illyrischen Bevölkerung in dieser Gegend. Das ist der Großvenediger im Hintergrund des Iseltales. Und dieser eisunpanzerter Bergries verrät uns auch den Namen des Stammes, der sich hier längere Zeit niederließ, um die Berge nach Erzen zu durchschürfen. Es waren Veneter . . .“ Soweit Prof. v. Wieser über das Grabfeld in Welzelach. Derselbe H. Scheruthammer, der sich bei der Aufdeckung der Welzelacher Gräber die hervorragendsten Verdienste erworben, berichtete in den

„Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien“ (Bd. 23, Seite 59) über seine Ausgrabungen am Glanzerberg (Landgemeinde W. Matrei), wo er über einer Unterlage von Glazial (Gletscher-) Schutt in einer 20—70 cm. dicken Kohlen- und Ton-schicht rothfarbte Tonscherben, teilweise mit kleinen Henkeln, Knochen und Zähne von Tieren und Schmelschlacken fand; auch eine Bronzemesserspitze kam zum Vorschein. Scheruthammer glaubte, auf eine prähistorische Werkstätte gestoßen zu sein.

Eine Zusammenstellung von urgeschichtlichen Einzelfunden im Iseltal wird nach folgen. Schon die Zahl der mitgeteilten größeren Funde von Skeletten, Waffen, Schmuckgegenständen u. ist so bedeutend, daß auf eine verhältnismäßig dichte Besiedlung des hinteren Iseltales in vor- und frühgeschichtlicher Zeit geschlossen werden muß. Es würde sich gewiß lohnen, bei allen Grabungen, also Straßenbauten, Grundaushebungen, Wasserleitungsanlagen und ähnlichen Unternehmungen, ja selbst beim Pflügen der Aecker, auf das Vorkommen von meist nicht beachteten Scherben, Knochenresten, Metallteilen u. ein Augenmerk zu richten. Vielleicht könnte noch mehr Klarheit in jene dunkle Zeit der ersten Ansiedler gebracht werden.

Anfragen.

1.

Vom Zillertal herüber durch das Abertal, im ganzen Rienztal und im Eisacktal bis in die Bozner Gegend ist in der Weihnachtszeit das Leasziehen oder Schlüsselucken im Brauch. An den Klöckelabenden, am Thomasabend oder an einem oder allen drei Abenden vor Christ-, Neujahrs- oder Dreikönigstag werden neun Schlüssel oder Hüte in der Stube aufgestellt und darunter verschiedene, oft wechselnde Sinnbilder wie Ring, Geldstück, Rosenkranz usw. gegeben. Wer ziehen oder aufhaken will, geht bei der Tür hinaus, indessen werden die Sinnbilder durcheinandergeschoben. Dreimal darf jeder aufhaken, und wenn immer dasselbe Sinnbild erscheint, dann soll z. B. für den Ring die Heirat, für den Beten das Klostergehen eintreffen. Heutzutage wird das Ganze zumeist als Spielerei betrachtet. Um die Ausdehnung des Brauches festzustellen wäre ich sehr dankbar für die Angaben, in welchen Orten Östtirols, mit welchen Sinnbildern und an welchen Tagen dieser Brauch vorkommt, und ich bitte gefällige Angaben an die Schriftleitung der „Östtiroler Heimatblätter“ zu senden.

Hermann Mang.

Gesamt, verlegt werden, gehören die Wiltener Gräber der Zeit um das Jahr 1000 v. Chr. Geburt an) unterscheiden sich von den Welzelacher Gräbern für das Lateniume schon dadurch, daß Aschurne und Beigaben nicht in einer Grabkiste, sondern in einer von Steinen umlagerten und von einer Steinplatte überdeckten großen Urne beigefügt sind; Brandgräber sind sowohl die in Wiltener wie in Welzelach.

II.

In Virgen wurde noch im 18. Jahrhundert ein Rosenkranzspiel ausgeführt. Wer weiß, ob ein ähnliches Spiel auch in anderen Orten ausgeführt wurde? Und wann? Für Mitteilungen wäre dankbar die Schriftleitung der „Östtiroler Heimatblätter“, Wien, Postfach 22.

Bücherchau.

Tiroler Heimatblätter.

Zeitschrift des Vereines für Heimatpflege in Tirol. Verlegt im Universitäts-Verlag Wagner, Innsbruck. Im Oktoberheft handelt Dr. H. Hochenegg in einem reichbedachten Aufsatz von „Alten Grabkreuzen“; J. Tremmel schließt seine Mitteilungen über's Herzschamail und bringt einen Teil der Ellmauer Pfarrchronik vom Vikar Koidl, „Das Kriegsjahr 1809 und Ellmau“ zum Abdruck. M. Jussinger beginnt mit dem zweiten Teil seiner Artikelreihe „Patrosinien“, J. Schuler setzt mit „Schlußbemerkungen“ seine Ausführungen über „Tiroler Volksbräuche und ihren Zusammenhang mit dem Volkstum“ fort. Dr. P. Winkler trug Geschichtliches über Thyrserblut und Thyrseröl“ bei. Von den kleineren Beiträgen seien besonders die Beiträge „Altes Brauchtum“, „Das alte Maß Pömbliang“, „Bemalte Schädel“ und der Bericht über die Tiroler Ausstellung im Deutschen Reiche hervorgehoben. Dem Heft liegt als Kunstbeilage ein Aquarellbild „Schloß Lichtenwerth“ bei Briglegg von Frh. v. Myrbach bei.

Walhenstein.

Von Dr. Kamillo Trotter, Innsbruck.

Vom Strouacher Berg blickten die braunen Mauerreste von Walhenstein weit ins Tal. Ueber die mutmaßliche Entstehungszeit verweise ich auf die Bemerkungen bei Ernburg. Der Name zeigt seine welche Herkunft an. Der erste Inhaber des Turms von Ragogna (am Tagliamento bei S. Daniele del Friuli) aus einem Görzer Dienstmannengeschlecht. 1217 1) machte er einen Heiratstading zwischen seiner Tochter Elisabeth und einem gewissen Ruprecht, 12702 kommt er in einer friauler Urkunde vor, 12743) ist er gestorben. Das Geschlecht gehörte ursprünglich zur Dienstmannschaft der Patriarchen von Aquileia. Der Patriarch überließ im Tauschwege s. B. 4) am 9. Juli 1217 Siegfried von Ragogna mit seinen Kindern Rudolf, Werner und Berta dem Herzog Leopold von Oesterreich und Steiermark. Ein anderer Siegfried von Ragogna wurde Vater von Engelbert, Brisa und Werner, welche am 1. Feber 12204) Burg und Gericht von Toppo ankauften und sich von dort dann nannten; aus dieser Linie stammt der Bischof Brisa von Triest, der auch in einer Lienzer Dominikanerinnenurkunde vorkommt.

Als Wolfram von Ragogna mit Tod abgegangen war, verlich 5) Graf Albert I. von Görz-Tirol den Turm (ob dem Schlosse Walhenstein) „das S. Wölfel v. Ragogna inne gehabt hat“, mit samt 8 Mark Geldes aus den Heimern Lienz und Sillian seinem Bistum Konrad.

Am 2. November 12746) belehnt Graf Albert auf Burg Welsberg Herrn Jakob von Ragogna mit Lehen in Friaul und läßt ihn durch Herrn Ernst (von Dobrawitz) bezüglich jener Lehen, die Jakob von Ragogna in „contrato de Luenh“ und „circa Moltian“ (an der Möll) innehatte mit Ausnahme des dritten Teiles des Turmes Walhenstein, einer Wiese und Acker ebenda einweisen (investieren). XIII. egeunte maja = 19. Mai 1278 „in hospicio nostro in prukke apud portam“ verlehnt 7) Graf Albert die zu diesem Zwecke von Herrn Heinrich von Ragogna heimgesagten Ackerdarlehen bei Burg Walhenstein, wo Heinrich v. Ragogna seinerzeit eine Schwaiße be-

saß, dem nobilis Konrad de Walhenstein, seiner Hausfrau Williburg und seinen Erben. XII. egeunte maja = 20. Mai 1278 „apud mutam sub monte crucis“, d. h. Mauthen im Gailtal, verlich 9) Graf Albert seinem „dilecto seruitore“ Konrad und dessen Erben zu rechtem Lehen: „turrim cum medio parte montis Wolhenstain“ und die zu diesem Turm gehörigen Aecker: „item curiam super castrum Wolhenstain viciniorum, in qua pertholdus sagradnich residebat; item curiam, quam in villa Dolsach in qua perchaimur residebat“ u. a. m.

Fassen wir den Inhalt dieser Urkunden zusammen, so bestand nur ein Turm Walhenstein, an den sich das castrum = Burggebäude angeschlossen. Welchem Geschlechte Bistum Konrad angehörte, ist nicht festzustellen, da sein Siegel, das an einer Urkunde der Dominikanerinnen von Lienz vom 14. April 128110) hängt, ein gewöhnliches Petschaft mit den Buchstaben „CH“ ausweist; jedoch beinhaltet diese Urkunde einen gemeinsamen Besitz des Bistums und der Lienzer Burggrafen in Kals, so daß vielleicht eine Schwägerchaft oder weibliche Verwandtschaft vorliegt. Bistum Konrad verstand es, eine Anzahl Lehensgüter zu erhalten, darunter vom Grafen Albert von Görz ein Gasthaus mit anschließendem Baumgarten bei dem Turm in Lienz von Heinrich Euphartens Anichel herrührend (1282)11).

Nachdem Graf Albert früher ihm zustehende Lehensgüter schon 1294 anderweitig verlehnt, dürfte er 1294 gestorben sein12); am 12. August 130213) heißt er „weiland“, war daher damals bestimmt schon tot.

Nun verkaufen an Herrn Heinrich von Lavant

1. 1332 Friedrich von Ruben seinen Teil am Turm zu Walhenstein auf dem Welsberg, das ist ein Acker14);

2. 1336 Niklas Walhensteiner seinen Teil am gleichen Turm nebst 2 Acker und einem Ager15);

3. 1339

a) Otto, der Sohn des Bistums Konrad seinen Teil an der Feste Walhenstein nebst einem Ager und Aeckern um 28 M. Ager16);

1) L.R.A. Innsbruck Görzer Archivreperatorium. G.M.A. 1670.

2) Manzano anna II del Friuli III. 87.

3) G.M.A. 135: 1274.

4) Archiv für Kunde Österreich. Geschichtsquellen. Afd. 20. XXI. 187 und 190.

5) G.M.A. 135.

6) Dr. B. Joppi documenti goriziani im Archivgrafa Trieste no. X. XII. 45/6. 41.

7) L.R.A. Innsbruck Lehen II 344. Aus der Datierung der Urkunde geht hervor, daß damals die Burg „Bruck“ also das castrum noch nicht bestand, sondern nur ein gewöhnliches Aufenthaltshaus „hospicium“.

9) Innsbruck Ferdinandeum II. 18. Ein glücklicher Zufall erhielt uns diese beiden Urkunden. Der Graf war also den nächsten Tag schon auf dem Zug nach Görz in Mauthen angekommen und nennt hier seinen Bistum Konrad ganz richtig „servitor“ = Diener = unfrei.

10) A. IV. 36. 158.

11) G.M.A. 134.

12) G.M.A. 175.

13) A. IV. 40. 178.

14) L.R.A. Innsbruck G.M.A. 303.

15) Vgl. G.M.A. 180.

16) Vgl. G.M.A. 1357.

b) Jakob von Kubein und Niklas sein Vetter seinen Teil am Turm zu Walchenstein, Burg und Hoffstatt („ist Lehen“) 17).

Wir fragen uns, woher auf einmal die Kubeiner aus der Meraner Gegend Anteil an Walchenstein haben können? Ulrich von Ragogna hatte nämlich im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts durch Heirat die Burg der ursprünglichen Kubeiner gewonnen: seine Nachkommen nannten sich bald „von Kubein“, bald „de Ragogna“, bald „Kubeiner“.

Nach dem Ableben des Biszums Konrads traten die Rechte der Ragogna an Walchenstein wieder in Erscheinung.

Der Niklas Walchensteiner von 1336 ist wahrscheinlich der Bruder Jakobs von Kubein von 1339; es verkaufen nämlich Heinzl, Ulrich und Jakob von Kubein ihrem Bruder Niklas 1341 ihr Görzer

17) Dgl. G. U. R. 1431.

Lehenhaus im Markte Lieng 18), was auf weitere Begüterung dieses Hauses in der Lienger Gegend erwies.

Aus den bei Erzburg entwickelten Gründen verlor Walchenstein im 14. Jahrhundert jede Bedeutung für die Görzer Grafen, sie ließen die gesonderte Verleihung und Besetzung der Burg auf und gestatteten daher, daß das ganze an jemand verkauft würde, der das Kaufsgut als Besitz ohne militärische Leistungspflicht auffassen dürfte. Daß dann der Inhaber auch keinen Vorteil in der Bauhaltung der Befestigung erblicken konnte, liegt auf der Hand: der Turm verfiel ebenso wie die übrigen Mauern. Der Turm Walchenstein kommt noch im 15. Jahrhundert unter den Görzer Besetzungen vor 19).

18) Dgl. G. U. R. 1413.

19) Dgl. Görzer Herbar.

Erzburg.

Von Dr. Kamillo Trotter, Innsbruck.

Auf dem Wege zum Tristacher See soll bekanntlich die Erzburg gestanden haben. Eine geschichtliche Zusammenstellung im Archiv des Haller Damenstiftes aus dem 17. Jahrhundert spricht allerdings von dieser Burg. Erstmals zeugt ein Runo von Erzburg zu Lieng in einer Admonter Urkunde am 20. Oktober 1256. 1) Sein Siegel hängt an einer Admonter Urkunde ddo. Lieng am 20. Oktober 1271 2) mit der Umschrift S . . . Ononis de Flasberg, worauf schon der bekannte Grazer Rechtslehrer Universitätsprofessor Dr. Luschin aufmerksam machte und darnach seine Herkunft und Wefensgleichheit mit dem gleichzeitigen Runo von Flasberg nachwies.

In einer Admonter Urkunde do. Sagriz (März) 1232 3) wird er als nepos der Brüder Cholo und Volker von Flasberg aufgeführt, als sie sich alle mit einander wegen der Alpweiden Magriken in der Kleinen Fleiß und in Großkirchheim mit Admont ausäßen. Nachdem er einen Sohn Heinrich, und die Brüder Cholo und Volker ebenfalls einen Bruder „Heinrich“ 4) besaßen, dürfte Runo ein Sohn dieses Bruders Heinrich gewesen sein, der einen „Nugo“ 4) zum Vater hatte. Letztmals zeugt Chuno mit seinem hier das einzige Mal urkundlich erwähnten Sohne Heinrich in einer Schenkung des Ritters Ernst von Dobrowitz an das Dominikane-

1) Mon. hucat. Carint. IV. Nr. 2688.

2) Wicher Gesch. v. Admont II. 363 Nr. 222.

3) Mon. Car. IV. 2030.

4) Mon. Car. IV. 1738: 1217/32. Einen urkundlich beglaubigten Stammbaum der Flasberger wies die Geschichte der Burggrafen von Lieng bringen.

rinnenkloster Lieng vom 25. März 1286 5). Runos Schwester Hildegard war mit Leopold v. Eberstein in Kärnten laut Urkunde ddo. Pirnz 20. März 1276 verheiratet 6). Dann heißt es 1305 7): „Lehenbrief des Grafen Heinrich von Görz für Cholo von Flasberg über einen von Margareten Herrn Chunen von Erzburg Tochter erkauften Hof „auf der Gaf“ zu Oberrafen.“ Das ist alles, was wir über „Erzburg“ wissen. Fassen wir die Lage der derzeit nicht mehr sichtbaren Burgtrümmer ins Auge, wird man nach einem Zweck einer solchen Burganlage suchen. Vergnügensweise führte man damals nirgends Bauten auf. Keine 50 Jahre könnte diese Burg oder besser dieser Burgfall bestanden haben.

Der einzige Grund ihrer Erbauung läge vielleicht in dem Frieden von Lieserhofen vom 27. Dezember 1252, der die Görzer Grafen ihrer Eigenburg Lieng beraubte. Die Möglichkeit erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Erzburg sowohl wie Walchenstein diesem Frieden ihr Entstehen verdanken, um den militärischen Nachteilen, der salzburger Erzungenschaft wenigstens etwas entgegenzuwirken; Erzburg für die Beaufsichtigung des Draufales, Walchenstein zur Sperre des Ueberganges in das Mößtal. Mit der Erbauung von Bruck und den geänderten Beziehungen zu Salzburg verlor beide Burgen ihren Zweck und verfielen mit dem baldigen Aussterben der Inhaber.

5) Dominikanerinnenarchiv Lieng I C. 23 (Archiv. IV. 37. 168).

6) Staatsarchiv Wien.

7) Landesregierungsarchiv Innsbruck, Görzer Archivrepertorium S. 18.

Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen

Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Wien.



Braut-Bilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

vormals Unterrainer

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
Inserieren Sie in den „Wiener Nachrichten“!

Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Bichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischauflagen etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

- Sämtliche Renovierungen prompt und billig!